37
2. SEPTEMBERHEFT 1969
0,30 M

Foto: Raddatz

zb
ZEIT IM BILD

Expedition gegen den Exitus

z6 INFORMATION

BERLIN. Ihr 50jähriges Bühnenjubiläum feierte am 20. August 1969 die Intendantin des weltberühmten Berliner Ensembles, Frau Professor Helene Weigel. Alle Mitarbeiter des Ensembles, von der Garderobenfrau bis zum Chefregisseur, bereiteten der großen Schauspielerin an ihrem Ehrentag einen herzlichen und begeisterten Empfang im Theater.

EISENACH: Den 5. Jahrestag des Wartburggesprächs zwischen dem Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, und dem Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche Thüringens, D. Dr. Moritz Mitzenheim, würdigten der Nationalrat und das Staatssekretariat für Kirchenfragen. Auf einer festlichen Veranstaltung am 19. August in Eisenach wurde ein Brief an Walter Ulbricht verabschiedet, den Landesbischof Mitzenheim als erster unterzeichnete. Links: Staatssekretär für Kirchenfragen, Hans Seigewasser; rechts Oberkirchenrat Lotz. Fotos: Zentralbild

KARL-MARX-STADT. Auch in Mülsen-St. Jakob wird jede Stunde genutzt, um das kostbare Erntegut zu bergen. Die Mähdrescherfahrer der LPG „Otto Grotewohl" gehören zu den Spitzenreitern im Bezirk Karl-Marx-Stadt. Bis in die späten Abendstunden sind die Genossenschaftsbauern mit ihren E-512 auf den Feldern der Kooperationsgemeinschaft Zwickau-Nord im Einsatz, um eine schnelle und reibungslose Ernte zu sichern.

Martin Radmann kommentiert:

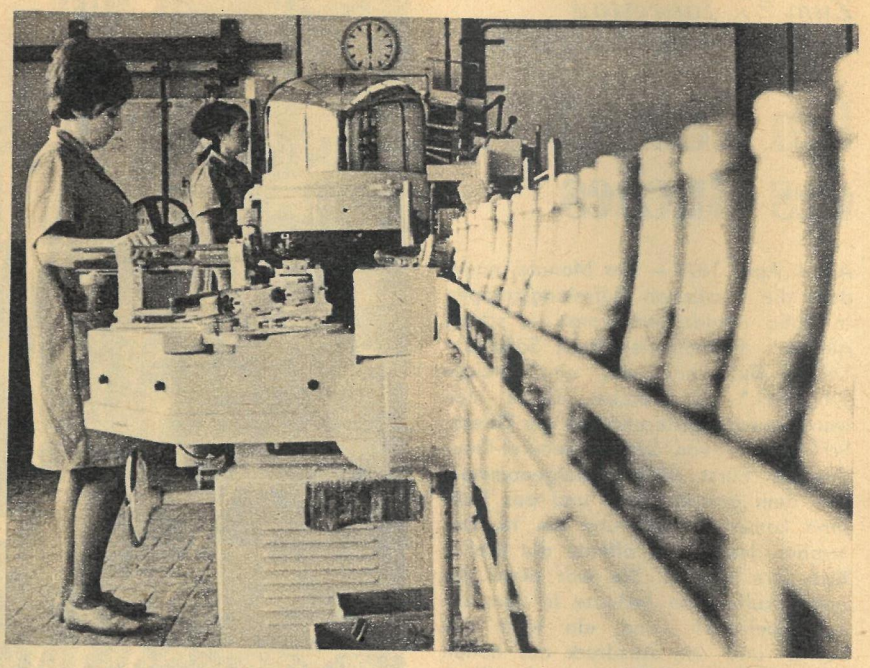
Das braune Programm

„Die Straße frei den braunen Bataillonen", sang Hitlers SA. „Die Helme auf – Visier herab – hinein in diesen Mob!", singen die Schläger vom „Ordnungsdienst" der Thaddenpartei, und das wurde eigens als „Kampflied" für ihre „Einsätze" gegen westdeutsche Demokraten fabriziert, mit diesem Schluß: „Nach fünf Minuten war der Spuk vorbei und alles still, die Ordner hatten aufgeräumt, wie das Gesetz es will." Welches Gesetz? „Sicherheit und Ordnung", Wahlslogan der Neonazipartei wie auch der CDU/CSU, die vor den Bundestagswahlen den Wählern verspricht: „Sicher in die siebziger Jahre." Sicher?

Wir kennen den CDU-Kanzler Kiesinger nicht eben als Wahrheitsfanatiker. Im Gegenteil. Aus der Goebbels-Schule stammt seine Routine, schwarz für weiß zu erklären und umgekehrt; vom Frieden zu reden, wenn er das Gegenteil meint. Aber im Endspurt des Bundestagswahlkampfes müssen wir ihm schon bestätigen, daß er das chauvinistische Programm imperialistischer Machtpolitik kristallklar vorgelegt und damit in der Tat sogar selbst dafür gesorgt hat: In Westdeutschland kann niemand mehr sagen, er habe davon nichts gehört, nichts gesehen, nichts gewußt.

In Passau sagte er so deutlich wie in Baden-Baden oder Bingen, was er will: Den Sozialismus beseitigen, vor allem in der DDR. Und die Bürger dieses sozialistischen Staates deutscher Nation nannte er „Gefangene des Kommunismus" – ja, das klingt nach Goebbels – und drohte ihnen lautstark: „Das werden wir niemals akzeptieren" – ja, das klingt nach Hitler. „Was wir brauchen, ist Stärke", sagte der einstige Nazipropagandist und wiederholte doch nur Adenauer, dessen Konzeption bekanntlich längst gescheitert ist und immer wieder scheitern muß. Aber dennoch ist diese Politik der Möchtegern-Stärke eine sehr akute Gefahr für Frieden und Sicherheit in Europa, insbesondere für die Sicherheit der Westdeutschen selbst. Wenn CDU-Generalsekretär Heck verkündet: „Wir wollen Realitäten verändern", wie will er das, wenn nicht durch Gewalt? Wenn der „Bayernkurier" die internationalen Forderungen, in Bonn endlich den Atomwaffensperrvertrag zu unterzeichnen, als „geradezu ungeheuerlich" diffamiert, geht es doch um das eigene Streben nach Verfügungsgewalt über diese und zum Beispiel auch über chemische Massenvernichtungswaffen. Und das im Gleichschritt der CDU/CSU mit der Partei Thaddens, der Kiesinger immer von neuem Persilscheine ausstellt, die er verteidigt.

Grund genug, daß wir uns ernste Sorgen machen um das Schicksal der westdeutschen Bevölkerung, mit der da so gewissenlos gespielt wird. Die westdeutschen Werktätigen sind es, die in Unsicherheit und gefährliche Abenteuer geführt werden sollen, wieder einmal. Ihr Leben ist bedroht, dafür werden sie noch verhöhnt, auch jene, die an das Versprechen der Sicherheit noch glauben mögen. Die aktiven Demokraten sind für Kiesinger ohnehin „Visagen", für Strauß „Tiere", für Thadden „Untermenschen". Aber nicht nur sie, sondern alle sollen für verstärkte Rüstungspolitik – verlangte Kiesinger offen – „noch mehr Opfer bringen", damit alle arbeitenden Menschen der Bundesrepublik „nicht länger wie die Maden im Speck leben". Man kann Kiesinger vieles vorwerfen, mit diesen Worten aber hat der Bonner Kanzler im Nazi-Jargon ganz genau gesagt, was er von den westdeutschen Werktätigen will und wofür er sie hält.



Neue Häuser – neue Direktoren (19)

3 FRAGEN VOR DER TÜR

zb: Kurt Herrmann, um Ihre Arbeitsstelle wird Sie sicher mancher beneiden. Sie sind der Abteilungsleiter der neuen Sektkelterei im Volkseigenen Gut Weinbau, Radebeul. Was gewinnen wir durch diesen Neubau?

Kurt Herrmann: Unsere neue Sektkelterei konnte ein halbes Jahr früher als geplant eingeweiht werden, außerdem haben wir 42 000 Mark beim Bau eingespart. Das bedeutet, mehr Schloßberg-Sekt für unsere Kunden. Durch die Einrichtung des gesamten Objektes mit den modernsten Maschinen und Apparaten ist es möglich, daß Arbeitsgänge, die vorher von sechs bis acht Arbeitskräften erledigt werden mußten, zum Teil von nur einer Kollegin – bei uns sind in der Mehrzahl Frauen beschäftigt – übernommen werden können. Wir erreichen mit der gleichen Anzahl von Arbeitskräften 1970 im neuen Haus eine Produktionssteigerung gegenüber 1968 um das Doppelte. Bis 1975 wird es das Dreifache sein.

zb: Sie sind vierfacher Aktivist, ein sehr guter Fachmann und hängen mit Leib und Seele an Ihrem Beruf. Uns fällt aber auch die besondere Arbeitsatmosphäre hier im Betrieb auf. Wir sehen nur freundliche, fröhliche Gesichter. Liegt das am Sekt?

Kurt Herrmann: Ja und nein. Nicht gerade am Sekttrinken, denn während der Arbeitszeit gibt es dafür ein tabu. Aber alle arbeiten hier mit viel Freude. Seit Jahren kennen wir keine Fluktuation und keine Bummelstunde. Das Kollektiv des Wein- und Sektkellers – 45 Kolleginnen und 10 Kollegen – wurde schon zweimal mit dem Staatstitel ausgezeichnet. 78 Prozent meiner Kolleginnen und Kollegen qualifizierten sich. Die Gewerkschaftsgruppe Keller ist überhaupt sehr aktiv und wurde zur Auszeichnung als „Beste Gewerkschaftsgruppe" vorgeschlagen. Die gute Arbeitsatmosphäre kommt aber auch auf das Konto des Verdienten Aktivisten, unseres Direktors Förster, der ein entscheidungsfreudiger Leiter ist und sich persönlich um die Qualifikation und Einsatzmöglichkeiten jedes einzelnen kümmert. Ich stamme aus einer Winzerfamilie und bin schon 29 Jahre im Beruf. Als Winzerlehrling begann ich und bin heute Oberkellermeister und stellvertretender Produktionsleiter.

zb: Sekt ist das Getränk für festliche Stunden. Im Oktober, wenn wir alle auf den 20. Geburtstag unserer Republik anstoßen, wird der Verbrauch besonders hoch sein. Werden Sie den großen Bedarf decken können?

Kurt Herrmann: Davon bin ich überzeugt. Bereits die Zwischenauswertung vom 1. Halbjahr 1969 unseres Wettbewerbs zum 20. Jahrestag ergab, daß er in allen seinen Teilen übererfüllt wurde. In der Sektherstellung erreichten wir in diesem Jahr rund 3500 Hektoliter mehr. Trotz Produktionssteigerung und Kostensenkung verbessern wir unsere Erzeugnisse natürlich ständig. Bei internationalen Messen erhielten wir 6 Gold-, 45 Silber- und 5 Bronze-Medaillen. Auf den Geburtstagtisch unserer DDR stellen wir zwei neue Sorten: „Rosé", ein aus Rotweintrauben, wie Weißwein gekeltert, hergestellter Sekt und „Brut", ein herber Sekt, speziell für Männer und Diabetiker. Außerdem produzieren wir seit einigen Wochen kleine Flaschen Schloßberg-Sekt, halbtrocken, Inhalt zwei Glas. Sie kosten 4,25 Mark, und wir nennen sie „Pico". Niemand braucht bange zu sein, daß wir auch bei ansteigendem Verbrauch mit der Produktion nicht nachkommen. Unser größter Cuweétank im Wein- und Sektkeller faßt 100 000 Liter Grundweine. Er und die „kleinen" Behälter mit einem Fassungsvermögen von 6000 bis 48 000 Liter sind ständig gefüllt und sorgen für Nachschub.

Das Gespräch führte Gisela Thürmer
Fotos: Junggebauer

Parschaus Politik im Quadrat

„Diese Nummer Brandts zieht nicht mehr."

Zu Gast in der DDR

AUS SECHS SOZIALISTISCHEN LÄNDERN werden Kunst- und Kulturschaffende im Programm der 8. Berliner Festtage, die vom 21. September bis zum 12. Oktober stattfinden, vertreten sein. Unter der großen Zahl der Veranstaltungen steht an erster Stelle das Groß-Gastspiel des weltberühmten Opern- und Ballettensembles vom Moskauer Bolschoi-Theater. Die Künstler werden die Gäste der Biennale mit dem musikalischen Volksdrama „Boris Godunow" von Mussorgski, mit Moltschanows Oper „Der unbekannte Soldat", den lyrischen Szenen „Eugen Onegin" von Tschaikowski, mit Chatschaturjans Ballett „Spartacus" (Foto), dem Ballett „Der Nußknakker" von Tschaikowski und mit einem Ballettabend zur Musik von Chopin und Bizet erfreuen.

Im Ausland zu Gast

DIE „DEKADE DER DDR-KULTUR" in der Sowjetunion findet in diesem Jahr vom 18. bis 29. September in den Gebieten Moskau, Leningrad, Smolensk, Nowosibirsk und Irkutsk statt. Sie gibt den Auftakt zu den Feierlichkeiten anläßlich des 20. Jahrestages der DDR in der UdSSR und ist zugleich das bedeutendste Ereignis in der politisch-ideologischen und kulturellen Zusammenarbeit unserer beiden Staaten im Jubiläumsjahr. Die Deutsche Staatsoper gastiert in Moskau mit insgesamt zehn Vorstellungen von „Fidelio", „Cosi fan tutte", „Die Meistersinger von Nürnberg" und Paul Dessaus „Puntila". Weitere hervorragende Solisten und Ensembles, wie zum Beispiel das Leipziger Gewandhausorchester unter Leitung von Generalmusikdirektor Kurt Masur, die Berliner Pianisten Siegfried Stöckigt und Dieter Zechlin, der Leipziger Organist Robert Köbler, der Universitätschor Rostock, das Orchester der IG Wismut mit Peter Wieland und Gudrun Wichert, das Staatliche Dorfensemble der DDR, das Tanzorchester Schwarz-Weiß, die Combo Heinz Igel, um nur einige zu nennen, sind an diesem bisher umfangreichsten Gastspiel in der Sowjetunion beteiligt.

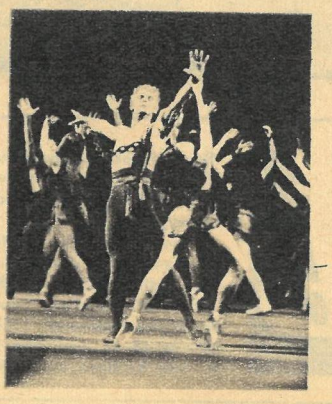


Foto: APN

Zum 25. Jahrestag der Befreiung Bulgariens

Ein Tempel des Buches

Am 4. April 1878 – vier Monate, nachdem die russischen Befreiungstruppen in Sofia eingezogen waren –, schlug auf dem Festtag der Stadt Sofia der Lehrer Bubotinov vor, eine „reiche Bibliothek" zu gründen. Diese Idee wurde mit Begeisterung von der Öffentlichkeit und von Sofias General-Gouverneur, Fürst Alabin, aufgenommen. Aus dem ganzen Land und aus Rußland kamen Gaben, und am 10. Dezember des Jahres öffnete die Bibliothek ihre Pforten. Sie war eines der ersten kulturellen Institute in dem soeben befreiten Land, ein Werk des Volkes und ein Ausdruck der hohen Achtung, die der Bulgare vor dem Buch empfindet. Leider teilten die späteren Regenten Bulgariens diese Liebe zum Buch nicht. Jahrzehntelang führte die Bibliothek nur ein Scheindasein.

Den Luftangriffen im zweiten Weltkrieg auf Sofia fielen tausende Bände zum Opfer. Es blieben nur etwa 200 000 schlecht aufbewahrte Bücher und Zeitschriften übrig. Nach dem Krieg ließ die Volksmacht die traditionsreiche Bildungsstätte als Zentralbibliothek des Landes, als Mittelpunkt bibliographischer Registrierung und als zentrales Institut für Bibliothekswissenschaft, Bibliographie und Buchgeschichte wieder erstehen. Im Dezember 1953 öffnete das neue Gebäude der Bibliothek seine Pforten, das 3800 m² Fläche einnimmt und ein Magazin für 1 500 000 Bände, getrennte Magazine für Zeitschriften und Archivmaterial, Lesesäle, Laboratorien für Mikrofilme und für „die Behandlung" von Büchern und Manuskripten sowie alles, was für die vielseitige Tätigkeit des Instituts nötig ist, beherbergt. 900 000 Bände Bücher und Periodika und 1 000 000 Exemplare von Archivmaterialien besitzt die Nationalbibliothek gegenwärtig, 1200 slawische und 300 andere fremdsprachige Manuskripte aus dem 13. bis Mitte des 19 Jahrhunderts sowie Ausgaben der ersten slawischen Buchdruckereien in Venedig, Centinje und Targowischte, alle bulgarischen Bücher der Wiedergeburtszeit und eine bedeutende Zahl alter Drucke in fremden Sprachen aus dem 16. bis zum 18. Jahrhundert.

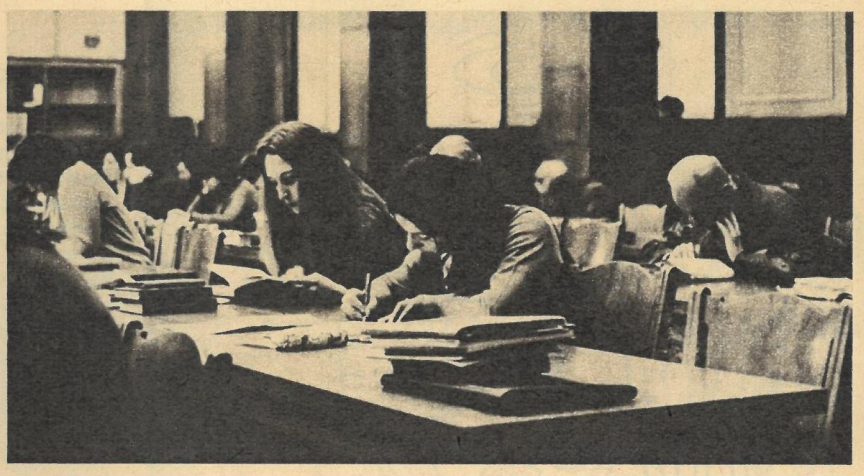
In der Nationalbibliothek werden auch Dokumente des Bulgarischen Revolutionären Zentralkomitees und vieler anderer gesellschaftlicher Organsationen, Briefe hervorragender bulgarischer und ausländischer Persönlichkeiten wie Branislav Nušić, Nemirowitsch-Dantschenko, Dimiter Blagoev, Georgi Kirkov, Garibaldis Brief an das Bulgarische Revolutionäre Zentralkomitee nach der Niederlage des Aprilaufstands sowie Schriften von Rolland, Verhaeren, Barbusse, Lamartine, auch Jean Jaurès u. a. aufbewahrt. Diese Sammlungen werden vervollständigt durch Aufnahmen, Porträts, Landkarten, Graphiken, Noten und Mikrofilme.

Jeder bulgarische Bürger, der 17 Jahre alt ist, kann die Nationalbibliothek kostenlos benutzen. Sie zählt jährlich 25 000 Leser bei über 200 000 Besuchern der Lesesäle.

Durch den nationalen und internationalen Leihverkehr der bulgarischen Bibliotheken werden den Wissensdurstigen auch die Bestände von 200 anderen großen bulgarischen Bibliotheken sowie 35 Bibliotheken von Instituten in 22 anderen Ländern zugänglich. Ebenso stehen Lesern in der Provinz sowie Wissenschaftlern und Fachleuten im Ausland die Bestände der Nationalbibliothek zur Verfügung. Um den wachsenden Bedarf an Fachliteratur besser zu befriedigen, stimmen die bulgarischen Institute ihre Arbeit ab. Die Nationalbibliothek erwirbt vor allem die in der ganzen Welt erscheinende grundlegende wissenschaftliche Literatur, während sich die anderen Bibliotheken auf eng fachwissenschaftliche Arbeiten orientieren.

Erik Andrejtschin

Fotos: Tschavdar Kurtev



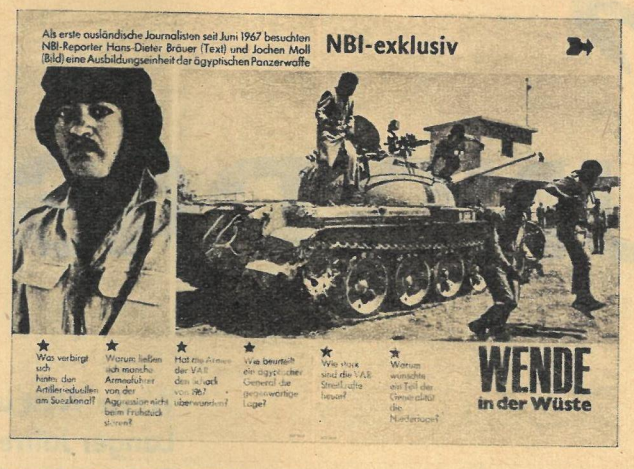
zb

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Gerhard Graban (stellvertretender Chefredakteur), Günter Blutke, Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Wolfgang Winkler
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf
Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43
Anzeigenverwaltung: DEWAG-Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Anzeigenpreisliste Nr. 5.

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M
Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: BSK der Industrie- und Handelsbank der DDR, 108 Berlin, Konto Nr. 6651-18-593
Postscheckkonto: Berlin 177 17
Zeit im Bild erscheint im Allgemeinen Deutschen Verlag, 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf: 42 093 305

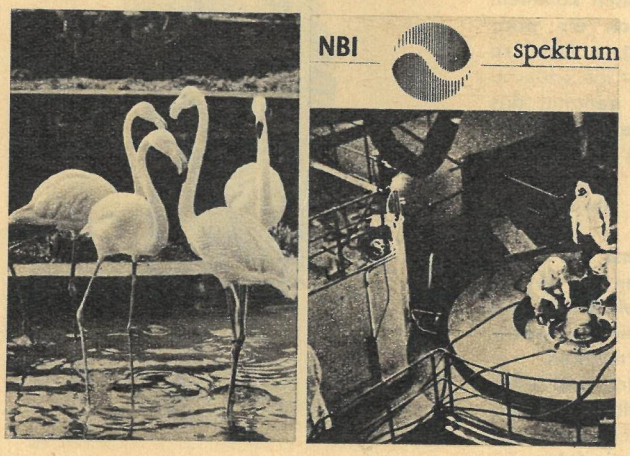
NBI

Größer und vielseitiger, farbiger und interessanter – lang gehegte Wünsche der großen Leserschar von NBI und zb gehen in Erfüllung. NBI und zb vereinen ihre redaktionellen und technischen Potenzen in einer neuen repräsentativen Illustrierten. Alles, was Sie bislang an NBI und zb besonders schätzten, werden Sie demnächst in dieser großzügig gestalteten, 48seitigen Illustrierten wiederfinden. Bereits in drei Wochen erhalten Sie die erste Ausgabe für 60 Pfennige an Ihrem Kiosk.



● **NBI-Reisereportagen von den Brennpunkten der Welt finden Sie auch in der neuen 48seitigen Illustrierten. Nachdem NBI-Reporter in den letzten Wochen bereits ausführlich aus Syrien und Jordanien, dem Irak und der VAR berichteten, werden sie demnächst die Leser von NBI und zb umfassend über die Menschen und ihre Probleme im Südjemen sowie im Sudan informieren.**

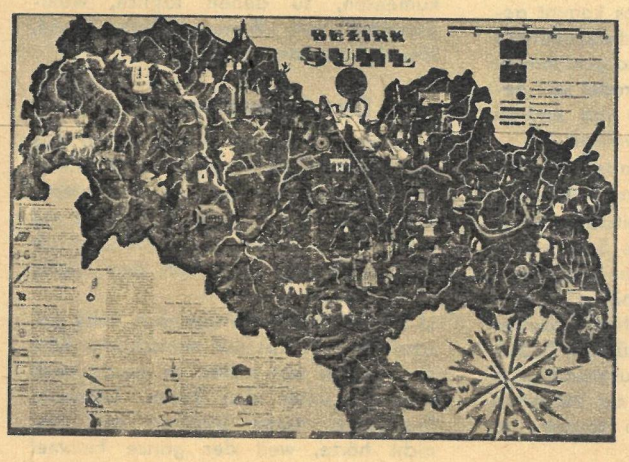
● **Keine Ausgabe ohne Tatsachenbericht. Langjährige zb-Autoren arbeiten bereits für die repräsentative Illustrierte an neuen spannenden, unterhaltenden und lehrreichen Serien. Günter Prodöhl, der bekannte Blaulicht-Autor, schreibt zur Zeit die sechste Folge der „Kriminalfälle ohne Beispiel". Berndt Karger-Decker arbeitet an einem populärwissenschaftlichen Tatsachenbericht, der sich mit Problemen der Hirnforschung beschäftigen wird.**



● **In jeder Ausgabe ein großes Magazin. Im Rahmen dieses geschlossenen Ratgeber- und Unterhaltungsteils mit kurzweiliger Information, Modetips und Kochrezepten, Denksportaufgaben, Humor und Satire wird auch Professor Dr. Wolfgang Ullrich seine beliebte zb-Serie „Wir und das Tier" fortsetzen.**

● **Täglich werden in aller Welt bedeutende Erfindungen und Entdeckungen gemacht. Die interessantesten Neuigkeiten aus Wissenschaft und Technik vermittelt Ihnen die neue Illustrierte alle 14 Tage im „Spektrum".**

zb
ZEIT IM BILD



● **Optisch-informative Serien mit Sammelcharakter haben auch in der neuen Illustrierten einen Stammplatz. Künftig alle 14 Tage können sich die Leser von NBI und zb mit einem Blick auf die Farbkarte über internationale und nationale Probleme informieren. Diese Karte vermittelt Ihnen plastisch Kenntnisse über Territorien, Lage und Charakter, die politische, ökonomische und kulturelle Entwicklung von Ländern und Gebieten, die Schauplatz aktueller Geschehnisse sind.**

Beliebte Standardrubriken und Serien aus NBI und zb finden Sie auch in der neuen Illustrierten:

● **Dr. Witzlack setzt sich auch weiterhin mit Erziehungsproblemen auseinander.**

● **Das DDR-Panorama informiert Sie künftig auf drei Seiten sowohl über Vorgänge und Ereignisse als auch über Erlebnisse und Erfahrungen, Meinungen und Taten der Menschen unserer Republik.**

● **Auch Udo Krause setzt seine Serie „Nicht nur eine Akte" fort.**

● **Selbstverständlich sind auch künftig alle Leser aufgefordert, als Reporter an der Gestaltung der neuen Illustrierten mitzuwirken.**

W. V. UND DAS MEER

ZB-BESUCH
BEI WALTHER VICTOR

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft gerändet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Goethe

Wohl über keinen der lebenden Zeitgenossen in Sachen Literatur gibt es so viele Anekdoten wie über ihn. Lästermäuler behaupten, er selbst sorge dafür. Wahr ist, daß er sich Legenden um seine Person genußvoll auf der Zunge zergehen läßt – „wenn sie nur gut gemacht sind, lieber junger Freund".
Unsere Überschrift zielt nicht auf einen der Weimarer Schmunzelwitze, die er natürlich alle kennt. Sie wissen doch: Als der Herr Geheimrat auf dem Theaterplatz mal vom Rietschelschen Sockel mußte und dann wiederkam, da stand ... na ja usw. Wer W. V. dergleichen vertraulich zustecken will, dem schiebt er mit mephistophelischem Blick ein Bildchen über den Tisch: W. V. in theatralischer Pose auf einem drei-

stufigen Postament. So ist er. So wenig heiter sein Leben oft war, den heiteren Mann hat er am liebsten unter seinen Gästen, und wer sich nicht selbst zum besten haben kann, wird's schwer mit ihm haben.

W. V. und das Meer – dies Bild stammt nun tatsächlich von ihm selbst. „Siehst du das endlose Meer, umspülend die Menschenkontinente einer werdenden Welt? Taucht sie schon sichtbar empor aus den Fluten, und auch deiner Worte zahllose Tropfen halfen mit, sie zu formen? ... Ein endloses Meer von Worten, in Zahlen nicht mehr erfaßbar ..." Darin hat er mit den Wogen um sein Leben gerungen, und darin hat er genießerisch geschwelgt. Er hat es durchfahren bei Sturm und bei spiegelglatter See, auf Torpedoboot und Luxusjacht, kreuzend die Wege so vieler Seefahrer, deren Nachen heute zerschellt oder im feindlichen Hafen, und so vieler Steuermänner, mit denen er schließlich, über die Fünfzig schon, „ein neues Boot bestieg, mit neuen Genossen ..."
Es ist ein sonniger Samstag im August. W. V. hat gesagt, wir sollten kommen, wenn er wie üblich schon ein paar Stunden gearbeitet hätte. Also so gegen elf? Ei, da kennt ihr ihn schlecht. Denn im „Astloch" – so genannt das kleine Häuschen in der Weimarer Bodestraße nach seinem Vorgänger-Insassen Schäfer-Ast – brennt das Lämpchen jeden Morgen etwa so ab dreie.
„Alte Gewohnheit, verstehst du. Wenn die Sonne aufging, hatten wir seinerzeit im ‚Sächsischen Volksblatt' das Neueste bereits zu Papier gebracht. Wir waren eben noch Journalisten."
Oh, er kann boshaft sein. Und eitel. Und unbequem. Kulturredakteure haben ihre liebe Not. Ein fehlendes Komma in seinem Artikel, ein fehlendes H gar bei Goethe oder, noch schlimmer, bei – Walther, und es kommt geharnischte Post. Auch Beschwerdebriefe in Sonettform sind schon vorgekommen. Selbst sein Freund Willi Bredel soll gestöhnt haben: „Wenn du nur endlich weniger Briefe schreiben wolltest."
Und doch geschieht das alles nur aus lauter Liebe zur Sache seines Lebens.
Wenn andere ihren Arbeitstag beginnen, ist im Astloch bereits Besuchszeit. Umgeben von blutroten saftigen Riesenbegonien und dornigen Rosensträuchern sitzt der Hausherr draußen im Garten, rührt sich genüßlich Puderzucker in den Pampelmusensaft, der offenbar das Äquivalent zur Havanna ist. Du darfst dir Presto brauen, so stark du's verträgst.
Und dann frage mal. Wie, eine Illustrierte? Wollt ihr ein Bild von mir, in dem alles drin ist? Das Familienalbum ist zur Hand, mit der gewitzten Miene des Vollblutjournalisten ein Foto schnell herausgelöst: Walther, das Fabrikantensöhnchen, gestiefelt und gespornt mit dem wilhelminischen Schulranzen auf dem Rücken. „Ein Mann, der siebzig Jahre in die Schule gegangen ist bis zum heutigen Tag, der jeden Morgen ab drei lernt, liest, zwischen den Zeilen sucht, zweifelt, begreift, belegt und für das Erkannte streitet." Damit wäre alles gesagt über die Meeresfahrten des jungen alten Mannes, der vom Dachstübchen durch die Diele bis ins „Allerheiligste" umgeben ist von Ozeanen aus Millionen Worten in Tausenden Büchern, auf -zigtausenden

Zeitungsausschnitten, Briefen und Dokumenten, zu denen täglich, wohlgeordnet von Änne Victors Hand, Neues hinzukommt.

Der Schwur von Vimy

Spätestens 1915 – in Frankreich auf der Lorettohöhe – war die Richtung seiner Lebensfahrt endgültig bestimmt. Victor, Soldat Sr. Majestät, hastete mit einem Telefonkabel in der Hand durch einen Hohlweg, der nach dem Dorfe Vimy führte.
„Und auf diesem Wege nach Vimy geschah es. Ich trat auf menschliche Körper, ja, ich war sicher, es waren noch Lebende unter den Toten. Lebende, Sterbende, deren Stöhnen man nur nicht hörte, weil der ganze Himmel dröhnte ... In dieser Stunde ergriff ein Wissen und ein heiliger Entschluß Macht über mich. Das Wissen, daß etwas abgründig falsch und schlecht war in der menschlichen Gesellschaft! Der Schwur, daß ich mein Leben der Aufgabe weihen würde, es zu beseitigen, und durch etwas Besseres, Menschlicheres zu ersetzen ... Die Zeit des Nur-Träumens war vorbei. Nun kam der Kampf für das Lebendigmachen des Traumes."
Diesem Schwur von der Lorettohöhe ist er treu geblieben.
Oben, im Dachkämmerchen, dem „Archiv Victor", stehen die Jahrgänge 1923–31 des „Sächsischen Volksblattes", der Zwickauer sozialdemokratischen Arbeiterzeitung. Wenn du darin blätterst, Zeuge wirst spielerisch gewandter Florettstiche und leidenschaftlich kräftiger Schwerthiebe gegen imperialistisches Unrecht, wenn du nacherlebst, wie mit Herzblut und Federwisch kleinbürgerliche Dummheit und opportunistische Heuchelei dem Gelächter preisgegeben wurden, dann begreifst du, warum Siegfried Jacobsohn dieses Feuilleton das beste der deutschen Arbeiterpresse nannte. Und du spürst, in wessen Feuer der jugendliche Kulturchef dieses Blattes seine Waffen schmiedete: Heine.
Er ist ein Meisterschüler des Trommlers Le Grand geblieben bis zum heutigen Tag. Er nennt das „Mal-in-die-gute-Kiste-Greifen". Die Sonne war noch nicht aufgegangen am Morgen des 21. August 1968, da war sein Feuilleton bereits fertig. „Kräftige Ohrfeigen" denen, die sich da in Prag Kommunistenführer nannten und das antisowjetische Geschäft der Konterrevolution betrieben. In solchen Stunden fragt er nicht nach Sonettwohlklang und fehlendem H.
Dem Gelöbnis von der Lorettohöhe ist er gefolgt, als er 1920 (!) schon mit einer Gruppe Gleichgesinnter während des sozialdemokratischen Reichsjugendtags in Weimar auf dem Theaterplatz völlig außerprogrammmäßig ein Hakenkreuz in die Flammen warf, als er damals tatsächlich auf den Sockel zu Goethen und Schillern kletterte, damit seine zornig-flammenden Worte gegen den Maercker-Geist gehört würden. Seinem heiligen Entschluß ist er gefolgt, als er auf der Suche nach dem Schlüssel für das Lebendigmachen der Träume auf „Mohrs und Generals" Spuren nach London reiste. Dem Schwur von Vimy ist er gefolgt, als er getrieben und gehetzt von den Nazis über die Schweiz, Frankreich und Luxemburg in die USA floh. Unter den Augen des FBI schrieb er sich 1944 mitten in New York ins Geburtsregister der Kommunisten. Den Siegeszug der Roten Armee gegen Hitler nannte er im „German-American", dem Wochenblatt der deutschen Emigranten, „das großartigste Ereignis unserer Lebenszeit".
„Und irgendwo, vermutlich in London, saß ein SPD-Kadermann und machte in seiner Liste einen dicken Strich durch meinen Namen."

New York, 1220 Gilbert Place, 21. 4. 46

Wartend auf das „Kehre-wieder-über-die-Berge", auf die große Wende seines Lebens, schrieb er sich in seinem Zimmer im Mietshause 1220 Gilbert Place in einem Proletarierviertel von

New York ein Wort Victor Hugos auf einen Zettel, den er noch heute sorgfältig bewahrt: „The greatest thing in the world is an idea, whose time has come." Das Größte in der Welt ist eine Idee, deren Zeit gekommen ist. Das Wort ist ihm teuer, weil es die für sein Leben entscheidende Erkenntnis berührt, die ihm beim Studium der Klassiker des Marxismus den Schlüssel für das Lebendigmachen des Traumes in die Hand gegeben hatte: daß Ideen allein niemals über einen alten Weltzustand siegen können, daß es dazu materieller Gewalt, der Kraft der organisierten Massen bedarf.

An dieser Stelle seines Episodenerzählens ist auch Wehmut in W. V.s Gesicht. Er denkt an Männer wie Ernst Toller und Kurt Tucholsky, die er geliebt hat. „Ich weiß sehr genau, was mich vor Ansteckung von ihnen bewahrt hat. Sie konnten sich völlig an Ideen verlieren, aber nicht mit Haut und Haaren an eine sehr irdische Sache. Daß ich h i e r stehe und spreche, das verdanke ich der Partei."

Und es kam die bewegende Stunde, an seinem 51. Geburtstag war es, am 21. April 1946, da er gegen sechs Uhr nachmittags am Gilbert Place aus einem Wunderkasten von Radio die erregende Mitternachtsnachricht aus Berlin hörte: SPD und KPD hatten sich vereinigt. Zu viele Prügel und Nackenschläge hatten ihn diese Stunde herbeisehnen lassen, daß ihm jetzt die Augen feucht wurden. „Mein Leben begann noch einmal neu."

Mit einer Reiseschreibmaschine und einem in Basel erstandenen Goethe-Buch im Rucksack war er in „Gottes eigenes Land" gekommen. Er hatte sich mittlerweile von einem „packer and porter", der die Schweinereien der Bürogirls auf den Toiletten zu bereinigen hatte, die Stufenleiter „heraufgearbeitet" zum Produktionsleiter eines Verlages. Er hatte die „Chance", ein „big shot" unter den Moneymakers zu werden. Er wußte in Deutschland alle seine Verwandten von den Faschisten ermordet. Er hatte eine Frau, die wie seine Söhne unter keinen Umständen bereit war, in das Land zurückzukehren, dessen Name besudelt war vor der Welt. Es gingen ihm die Verse seines großen Vorbilds Heine durch den Sinn: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland / Der Eichenbaum / Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft. / Es war ein Traum. / Das küßte mich auf deutsch und sprach auf deutsch / (Man glaubt es kaum, / Wie gut das klang) das Wort: ich liebe dich! / Es war ein Traum."

Er hatte seinen Schwur von Vimy und verließ mit falschem Paß das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Er kam, an der Seite von Millionen den Traum wahrzumachen. In Dresden stand er 1947 im Parteibüro der Landesregierung. Mit einer Reiseschreibmaschine und dem Konzept für sein Goethe-Lesebuch im Koffer.

Das 300 000.

Was dann zu erzählen wäre, ist oft beschrieben worden, ist die Geschichte des bedeutendsten populärwissenschaftlichen Unternehmens zur Vermittlung des humanistischen Erbes, des UNTERNEHMENS LESEBUCH, für das ihm Arnold Zweig den Ehrentitel eines BRÜCKENBAUERS DER BILDUNG verliehen hat. Packen wir's vom Ergebnis her: Was versnobte Jünger der „reinen" Wissenschaft unter Geringschätzung alles dessen, was nach „FEUILLETON" oder „Essay" roch („... weil es zu gut geschrieben war, um den trockenen Schleichern zu behagen"), als „Häppchenkost" schmähten – die ersten Versuche marxistischer Interpretation des zerflatterten, verschütteten und verfälschten Erbes –, entwickelte sich zu einem Bildungsinstrument der Arbeiterklasse und des gesamten Volkes.

Auf W. V.s Arbeitstisch liegt druckfrisch das 300 000. Goethe-Lesebuch.

Das spricht für sich wie die Zahl der jungen Menschen, die ihm dankbar schreiben, die durch die Pforte Wilhelm-Bode-Straße 9 treten, eigene literarische Versuche unterm Arm, und von denen keiner geht, ohne etwas mitgenommen zu haben. Nicht zufällig sind seine beiden Bücher über die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus der Jugend zugedacht. Daß sie den Weg zu Mohr und General gerader gehe und den Schlüssel rascher finde als seine Generation.

Auch die erste Dissertation über W. V., den Lotsen und Brückenbauer, wurde im zwanzigsten Jahr der Republik an einer Universität erfolgreich verteidigt. So hat sich denn heute schon erfüllt, was er in seinem Astloch – mit dem Blick auf sein Lebenswerk, 93 in blaues Leder gebundene, von ihm verfaßte oder herausgegebene Bände – „die kleine, eitle, persönliche Hoffnung neben der großen Genugtuung" nennt. „... daß nachts einer irgendwo über tausendundeinem Buch sitzt, ein Kenner der Meere, forschend und sammelnd, suchend und findend. Wie ein Wissenschaftler und Arzt der Menschheit im Labor. Er nimmt die Lupe, die Pinzette, und jetzt greift er zu. Es ist ein Wort von mir ..."

Volker Müller

Fotos: Pambor, privat (2)

DER 20 JÄHRIGE KRIEG

Dieser Krieg war nie offen erklärt worden – geführt aber von vielen Divisionen, die mordeten, spionierten, Tunnel gruben, Brücken sprengten, erpreßten und die internationalen Beziehungen der DDR sabotieren sollten! ■ Mitten im Frieden! ■ Mörder, Spione, Erpresser, Saboteure standen unter einem Kommando und operierten nach einem Plan. ■ Sitz des Kommandos: Bonn. ■ Ziel aller Operationen: Den Sozialismus auf deutschem Boden zurückzudrängen! ■ Aber: Der sozialistische Friedensstaat deutscher Nation war weder durch Tunnel noch sonst auszuhöhlen. Dicht zusammengeschart, eng im Bündnis mit verläßlichen Freunden der sozialistischen Staatengemeinschaft, mit der UdSSR an der Spitze, ließ das Volk der DDR den Feinden keine Lücke, bewahrte die Heimat und den Frieden und zeigte Bonn die Grenzen seiner Macht: Der Sozialismus auf deutschem Boden ist unwiderruflich!

TATSACHENBERICHT VON FRANK CRONAU **10**

Uber den Äther angeworben

Vor den Schranken des Bezirksgerichts steht ein junger Mann. Nicht sonderlich intelligent, seine Antworten auf die Fragen des Richters kommen langsam, fast träge. Manchmal scheinen sie ihn zu verwirren. Dann fragt er ein zweites Mal. Ist es Gehässigkeit? Vielleicht nicht. Nehmen wir es zu seinem Gunsten an . . .

Der junge Mann ist ein Brandstifter. Der Schaden, den er anrichtete, geht in die Hunderttausende. Sechs Traktoren, ein Schuppen, Unterkünfte der Traktoristen.

Es war keine Fahrlässigkeit, sondern bewußte Brandstiftung. Aber wie kann ein Traktorist – denn Traktorist ist der junge Mann von Beruf – einen Schuppen mit sechs Traktoren in Brand stekken? Sein eigener Traktor war darunter. Haßte er seine Arbeit? Wollte er den Traktor vernichten, damit er nie wieder hinter dem Lenkrad sitzen müßte? Das könnten möglicherweise die abwegigen Gedanken eines Einfältigen sein.

Nein. Er fuhr den Traktor gern, wenn er auch nicht zu den Fleißigsten der MT-Station gehörte! Motoren gehörte sein Interesse, bekunden Zeugen. Die Frage nach dem Motiv wird immer schwieriger. Tat er es im Zustand völliger Trunkenheit, seiner Sinne nicht mehr Herr?

Nein. Er war noch nüchtern, bekunden Zeugen. Man war zwar beim Tanz, in Kirchreuth, aber getrunken hatte an diesem Abend keiner viel.

Wollte er sich vielleicht vor einem der Mädchen hervortun, mit seinem Mut? Wenn nicht beim Anzünden, so doch wenigstens beim Löschen? Derlei hatte man schon öfter vor Gericht entdeckt. Ja, bekunden die Zeugen, der Angeklagte sei als einer der ersten mit herausgestürmt, um zu löschen. Aber es kann kaum wegen eines Mädchens gewesen sein, denn die Lore sei schon lange sein „festes Verhältnis" und der brauchte er nicht zu imponieren.

Wo also kann das Motiv verborgen sein? Warum steckt ein junger Mann einen Schuppen in Brand und vernichtet sechs Traktoren, obwohl er ganz gern Traktor fährt, nicht betrunken war und auch keinem Mädchen imponieren wollte?

Die Antwort verblüfft uns nicht. Uns – Bürger der DDR – verblüfft sie nicht. In Australien zum Beispiel würde die Antwort mindestens eine Woche für Schlagzeilen in allen Zeitungen sorgen, was für Australien schon viel heißen will. Und um das zu erklären, wollen wir in Australien bleiben . . .

Ein Rundfunksender in Neuseeland betont eines Morgens, daß er künftig vor allem für Hörer in Australien sende. Die Australier, neugierig, werden vermutlich genau hinhören und auch weitererzählen, daß da irgendwo in Neuseeland ein Sender steht, der vornehmlich für Australier sendet. Ich bin sicher, daß die Australier stutzig werden würden, wenn sie zudem eines Tages erführen, daß dieser Sender ein amerikanischer Sender ist, dessen Chef ein US-Offizier ist und dessen Unkosten die amerikanische Regierung deckt.

Noch stutziger aber würden die Australier sicher werden, wenn ihnen der Sender eines Tages geraten hätte, etwa so: „Immer mehr australische Bauern wenden sich gegen die Landwirtschaftspolitik der australischen Regierung. In heimlichen Versammlungen wurden Proteste formuliert und um die Regierung und ihre Pläne zu stören, hat man sogar begonnen, Traktoren zu zerstören, um die Ernte zu gefährden. Eine gefährdete Ernte würde die Sinnlosigkeit der Landwirtschaftspolitik der australischen Regierung noch schneller offenbaren . . ."

Das wäre purer Unsinn? Tatsächlich, es ist purer Unsinn. Nur: In Westberlin steht ein amerikanischer Sender, der seit dem Tage seiner Gründung keine Sendestunde vergehen läßt, in der er nicht gegen die DDR und ihre sozialistische Ordnung hetzt. Und dieser Sender hatte auch das Ohr jenes jungen Mannes aus Kirchreuth erreicht. Erst das Ohr und eines Tages auch das Hirn.

Der junge Mann – so war eindeutig

Ob RIAS, NWDR, SFB, Radio Freies Europa und wie sie noch heißen mögen – sie alle wurden zu Zentralen des kalten Krieges, des „Krieges in der geistigen Sphäre", ausgebaut.

geklärt – hatte nie eine Agentenzentrale in Westberlin aufgesucht. Die Ätherwellen hatten ihn geworben ...
Er wollte mithelfen, den jungen Staat und die neue Ordnung getreu den Funkbefehlen zu schädigen. Er glaubte, was ihm die Amerikaner in deutscher Sprache übermittelten: Zerstörte Traktoren hier und da und dort würden den Staat bald selbst zerstören. Und ging hin und steckte die Schuppen in Brand!
Er verschwand anschließend hinter Zuchthausmauern. Die, die ihn geworben hatten, suchten am nächsten Morgen schon nach neuen Opfern für ihren verbrecherischen Krieg gegen die DDR.
Die Diversion, die nicht mit Sprengsätzen und Gift, nicht mit Pistolen und Minen hantiert, sondern nur auf die Hirne der Menschen zielt, hat in den zwei Jahrzehnten manches Opfer gefordert, und ist vom Gegner mehr und mehr perfektioniert worden. Nicht auf gut Glück, sondern wohldurchdacht und lange geplant wie die Anschläge auf Brücken und neue Werke.
Unzählige Anweisungen und Befehle regierten auch diese Front des kalten Krieges gegen die DDR.
Da gab der Leiter des sogenannten Untersuchungsausschusses freiheitlicher Juristen eine Anweisung zur „Verstärkung der operativen Arbeit" heraus, in der man lesen konnte: „... ist zur Stärkung des passiven Widerstandes ... eine verstärkte Aktivität des Ausschusses notwendig. Sie muß ihren Niederschlag in der Verstärkung unserer in Richtung Sowjetzone geleisteten Rundfunkarbeit (RIAS, NWDR, BBC, westdeutsche Sender) in einer Intensivierung der Herstellung von Druckschriften und Verbesserung der Verbreitungsmethoden finden".

Doch die Methoden, Druckschriften in die DDR zu schleusen, scheiterten bald. Die Ballons, die mit Flugblättern beladen in die DDR treiben sollten, erwiesen sich als eine so immense Gefährdung des Luftraumes, daß selbst ärgste Feinde der DDR dringend abrieten. Nicht, daß diesen Gangstern an der Sicherheit der Flugzeuge und ihrer Passagiere gelegen hätte, aber die öffentliche Meinung wandte sich in einem Maße gegen die Inspiratoren solcher in der ganzen Welt als kriminelle Straftaten verfolgten Transportgefährdung, daß man bald darauf verzichten mußte.

Das hieß nicht, daß man auf den Kampf verzichtete. Im Gegenteil, die Methoden wurden nur verfeinert, so wie auch die Methoden der großen Politik verfeinert werden mußten, als die groben nirgendwo mehr verfingen. Alard von Schak gab in der in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Außenpolitik", Heft 11/1962, Seiten 767 und 773/774 folgende Ratschläge: „Unser Gedankengut ist in das öffentliche Leben der kommunistischen Staaten mit allen Mitteln der modernen Propaganda auf psychologisch geschickte Weise einzuschleusen. Unter Ausnutzung nationaler Verschiedenheiten, religiöser Überlieferungen, auch menschlicher Schwächen, wie der Neugier, der weiblichen Eitelkeit, der Sehnsucht nach Vergnügen ist die Indifferenz zu den Zielen der kommunistischen Staatsführung zu fördern ... mit dem Ziel, die Bevölkerung bis zum passiven Widerstand und zur Sabotage zu bringen ... Zu den geistig Schaffenden eines kommunistischen Staates ist auf Kongressen, auf Reisen usw. Verbindung aufzunehmen ...

Die Menschen in den kommunistischen Staaten werden auf diese Weise zu bewußten oder unbewußten Trägern westlicher Ideen, es wird das Gefühl allgemeinen Unbehagens geschaffen, das Voraussetzung ist für die – sich ohne Gewaltanwendung abwickelnde – innere Veränderung und Umwälzung dieser Staatswesen. Durch pausenlose, den Gegner ermüdende Arbeit sind diese natürlichen Entwicklungen zu beschleunigen."
Und der die westdeutsche Meinung entscheidend manipulierende Pressezar Springer ließ seine „Welt" am 29. Juli 1966 verkünden:
„Für uns geht es jetzt darum, nach der Ignorierung und der Isolierung zu einer Politik der ‚Präparierung der DDR' überzugehen ... Wir erfassen damit Faktoren, welche auf die Wünsche und Vorstellungen der Bevölkerung, der einzelnen Schichten und der Individuen einwirken. Unsere Mittel sind: Rundfunk, Fernsehen, in geringerem Maße die Presse ..."
Fügen wir hier noch die „Wehrkunde" hinzu, die schon im September 1964 (Heft 9 Seite 484) verkündet hatte: „Der moderne Krieg wird nicht nur in drei Sphären geführt – in der Luft, zu Lande und zu Wasser –, er umfaßt auch eine vierte Sphäre – die geistige Welt der Menschen. Der dritte Weltkrieg in dieser Sphäre hat bereits begonnen."
Willy Brandt zitierte in diesem Zusammenhang sogar einmal Friedrich Nietzsche: „Gedanken, die auf Taubenfüßen kommen, lenken die Welt!" Nun ist es allerdings schwer, die Forderung, Traktoren zu vernichten, auf Taubenfüßen daherkommen zu lassen, doch versucht man eben „menschliche Schwächen, weibliche Eitelkeit, Sehnsucht nach Vergnügen" – kurzum alle menschlichen Eigenschaften und Schwächen nützend – auf Umwegen zu dem vom ersten Tag an anvisierten Ziel zu kommen.
Und dieses Ziel sei noch einmal aus dem Buch des Amerikaners Burnham zitiert, geschrieben im ersten Jahr der Republik: „Das am wenigsten gesicherte Gebiet innerhalb des kommunistischen Weltreichs ist gegenwärtig Ostdeutschland. Ostdeutschland ist zugleich der Teil, der am leichtesten und vollständigsten mit dem Westen in Verbindung steht. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, durch Zusammenwirken mehrerer Aktionen die Kommunisten zum Rückzug aus Ostdeutschland zu veranlassen; das ist nicht einmal unwahrscheinlich. Die erforderlichen Mittel würden zum Teil traditionell diplomatische und wirtschaftliche Maßnahmen sein, zum Teil würden sie der ungewohnten Kategorie des Widerstandes angehören. Und wenn morgen Ostdeutschland gewonnen wird, so kann übermorgen die Zersetzung in Polen und der Tschechoslowakei aus voller Kraft einsetzen."
Hier irrte James Burnham. Wie in seinem ganzen Buch „Die Strategie des Kalten Krieges". Aber auf den Seiten 289 und 290 – wie die Geschichte bewies – ganz besonders!

Der „Sender Freies Berlin" (oben) gab die Anweisung, ein gewissenloses Subjekt führte sie aus: Die Lagerhalle 1b des VEB Vieh- und Schlachthöfe in Berlin ging am 7. 8. 1961 in Flammen auf (Mitte). Der Brandstifter Wolfgang Ernst während der Rekonstruktion der Tat (unten).

Im nächsten Heft:

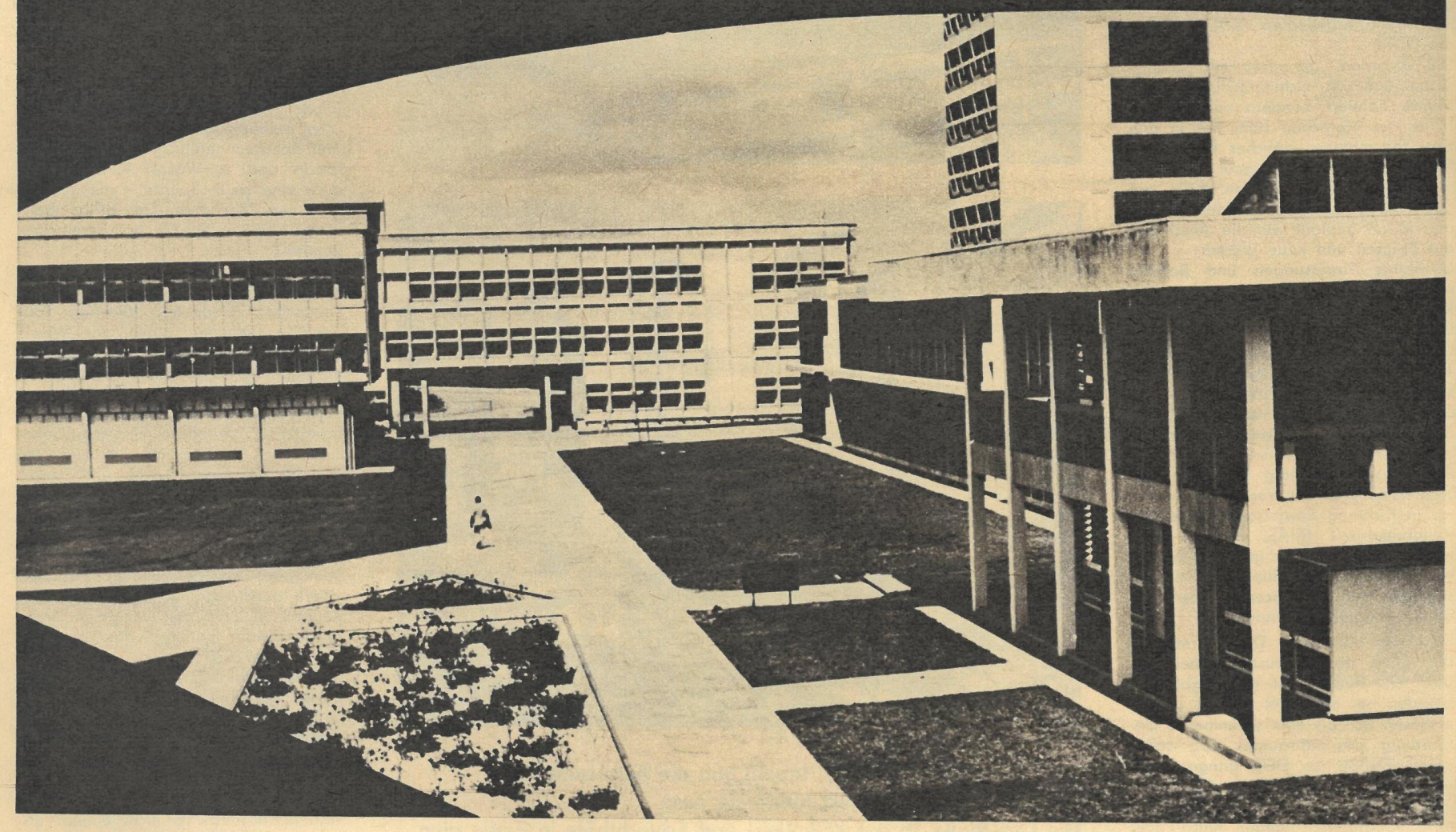
Der Zähler lief rückwärts

Fotos: Zentralbild

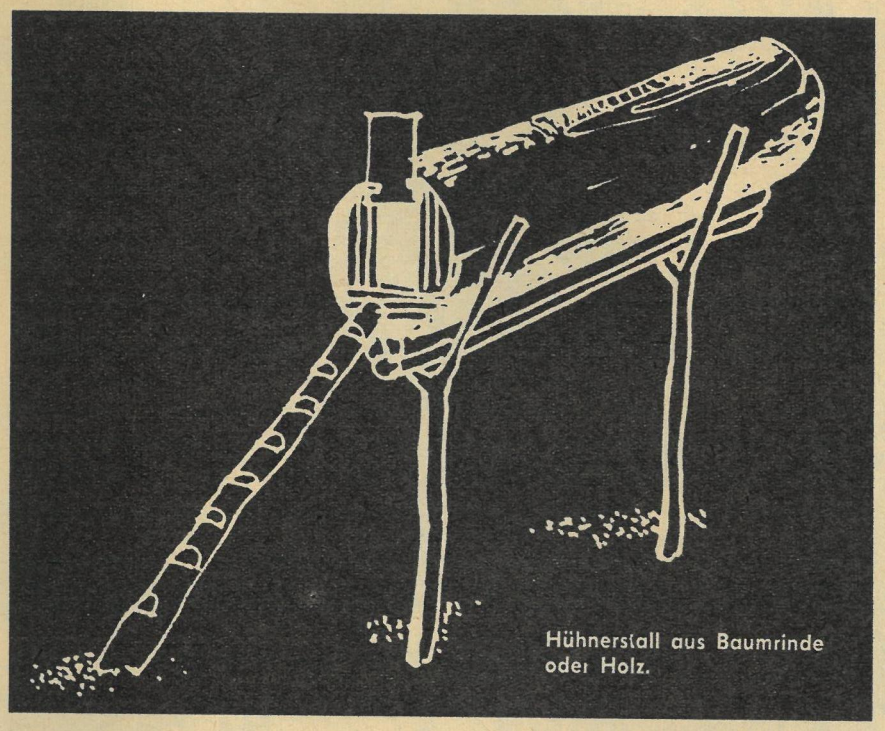
Da ein Teil jener Bürger, der vor Jahren von Agentenorganisationen verleitet oder erpreßt worden war, heute tatkräftig und bewußt an der Stärkung der DDR mitwirkt, haben wir in einigen Fällen die Namen der Betreffenden und auch einige Ortsnamen durch andere ersetzt.

HOCHHÄUSER UND BLÄTTERHÜTTEN

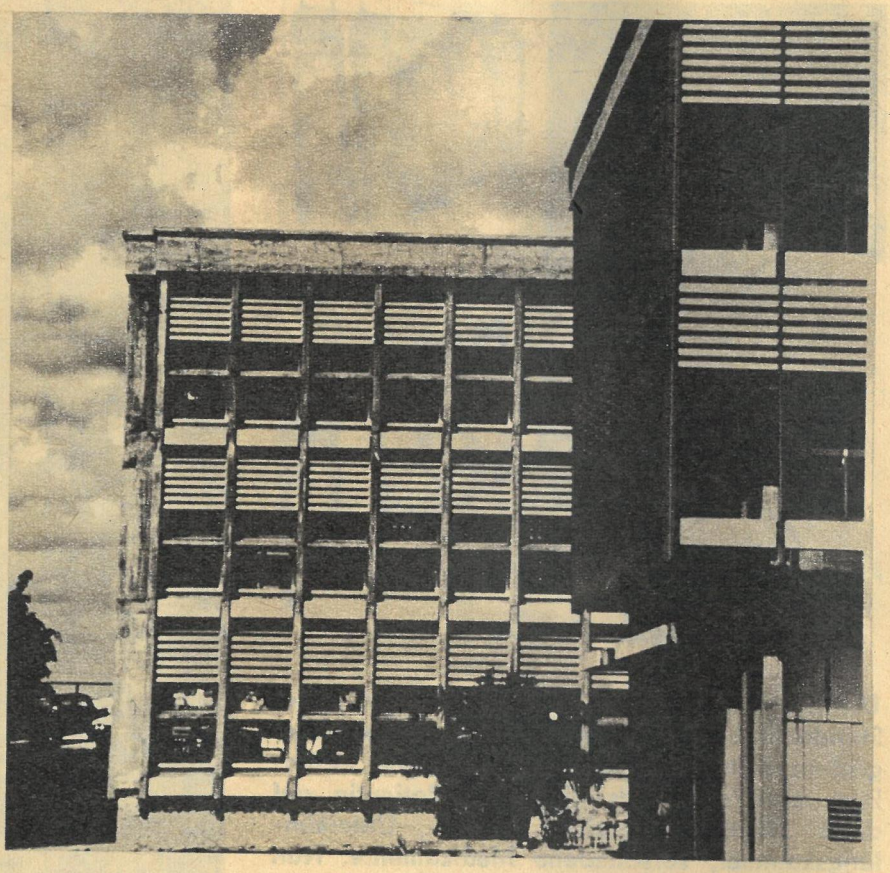
EXPERIMENTE NACH MASS



Interessant und vielseitig ist die Architektur Ostafrikas. Das bunte Mosaik baulichen Schaffens aus Tansania zeichnete der Architekt und Dipl.-Ing. Karl-Heinz Bochow nach: Gebäude der städtischen, vom arabischen, indischen und kolonialen Einfluß geprägten Bauweise, ihre Bewältigung in neuer Zeit — Gebäude der ländlichen Bevölkerung, zum Teil unverändert seit Jahrhunderten, doch heute schon eingebettet in moderne Planvorhaben.

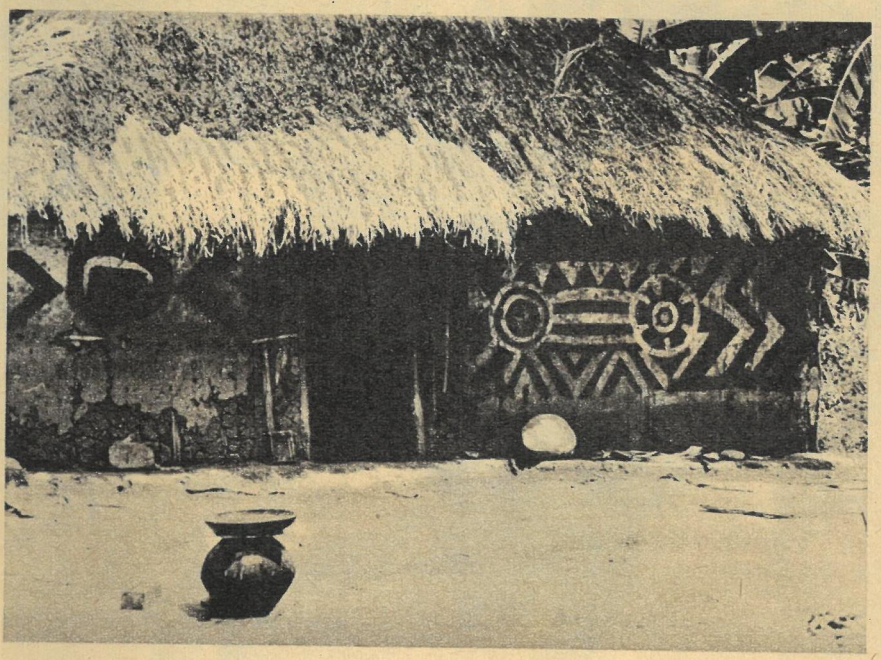


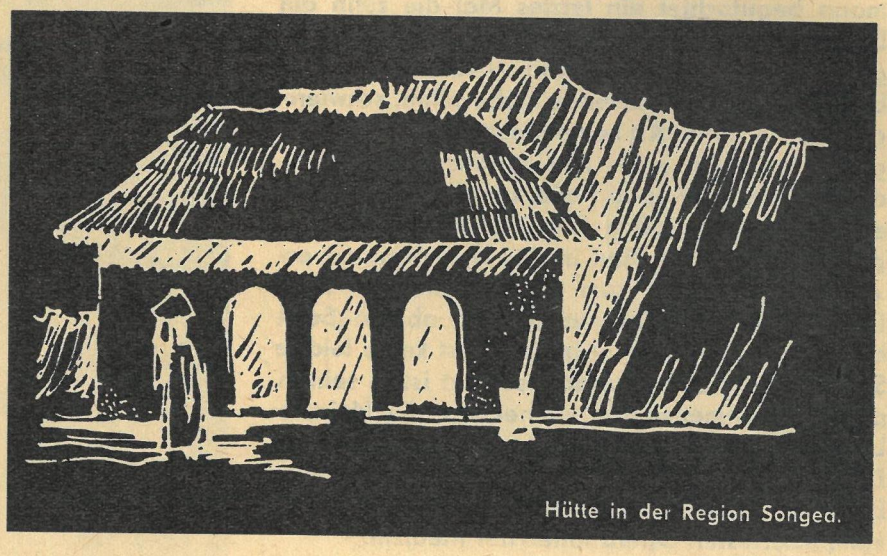
Hühnerstall aus Baumrinde oder Holz.



Modernes Laborgebäude in der Universität Dar es Salaam.

Geometrische Malerei und Lehmverputz.





Hütte in der Region Songea.

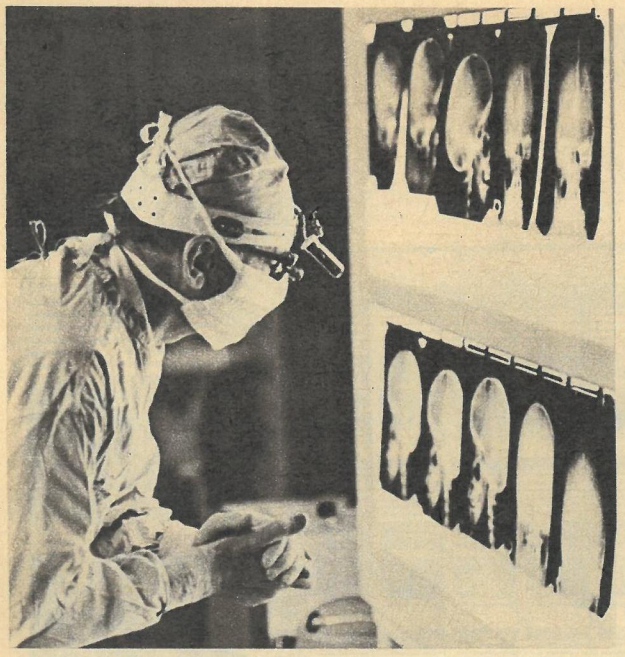
Sehr alt ist der Handel, den die Länder des Vorderen Orients mit Ostafrika führten. Gold, Sklaven und Elfenbein wechselten ihre Besitzer. Perser und Araber übernahmen den Küstenhandel und gründeten im 9. und 10. Jahrhundert Handelsniederlassungen. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts eroberten Portugiesen die arabischen Städte. Gegen das Aufbegehren der Araber schützten sie sich durch Forts. Mitte des 17. Jahrhunderts aber stoßen die Araber bis zum Tanganyikasee vor. Auf der Jagd nach Elfenbein und Sklaven fällt ihnen sogar das Gebiet des östlichen Kongo zu. Aus dem Inneren des Landes begannen nun die großen Sklavenkarawanen ihren Leidensweg bis zur Verschiffung in Bagamoyo und Pangani. Die nächsten Jahrzehnte brachten die geographischen Erforschungen und in deren Ergebnis, bedingt durch die Entwicklung der neuen Industriemächte in Europa, die koloniale Aufteilung Afrikas. In den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts erlangten die Völker Ostafrikas, bis auf Moçambique, ihre politische Unabhängigkeit.

Dieser kurze geschichtliche Abriß erinnert noch einmal an die haltlose These von der Geschichtslosigkeit Afrikas. Zum anderen aber gibt diese historische Kulisse die logische Erklärung für die Architektur Ostafrikas. So sind die Städte geprägt von Bauten indischer Händler, von Gebäuden vergangener Kolonialherrschaft und den Neubauten der jungen Republiken. Bleiben wir in Tansania: Dar es Salaam, die Hauptstadt der Vereinigten Republik, wurde im 19. Jahrhundert gegründet. Aus deutscher und britischer Kolonialzeit stammen Verwaltungsgebäude, Kirchen und Banken. Bestimmend jedoch sind die großen afrikanischen Stadtteile, die sich um das Zentrum gruppieren. In traditioneller Bauweise errichtet, mit flachem, wellblech- oder strohgedecktem Walmdach sind sie an breiten Sandstraßen angelegt. Hier muß schon die alte Substanz Neubauten weichen. Mehrgeschossige Häuser und reihenhausähnliche Flachbauten werden in allernächster Zeit das Gesicht dieser Stadtteile prägen. Elf Kilometer westlich auf den Ausläufern der bewaldeten Pugu-Hügel wurde 1964 die neue Universität eröffnet. Sie stellt gemeinsam mit den Universitäten von Nairobi (Kenia) und Kampala (Uganda) die „University of East Africa" dar. Von der UNESCO finanziert und von vielen Ländern errichtet, umfaßt der moderne Komplex Institutsgebäude, Werkstätten, Hörsäle, Labors, Seminarbauten. Post, Restaurants, Hoch- und Einfamilienhäuser für Studenten und Professoren vervollständigen die imposante Anlage. Die schönste und größte Anlage von Bauwerken vergangener Zeiten befindet sich in Kilwa an der Küste des Indischen Ozeans, 290 Kilometer südlich von Dar es Salaam. Hier lagen einst arabische Dhauen vor Anker, die Elfenbein und Sklaven nach Persien brachten und dafür die Schätze des Ostens herbeischafften. Die ersten bedeutenden Steinbauten wurden um 1100 errichtet, die ersten Moscheen datieren aus dem 12. Jahrhundert. Sie alle waren sehr einfach im Grundriß. Das hervorragendste Bauwerk aus dem 13. Jahrhundert ist unter dem Namen Husuni Kubwa bekannt geworden. Fast 8000 Quadratmeter groß, besaß es über hundert Räume. Heute fast gänzlich ausgegraben, vermittelt der Ruinenkomplex wichtige Erkenntnisse für das Studium der Geschichte und der Zivilisation der ostafrikanischen Küste.

Der zweite Komplex afrikanischer Bauweise umfaßt die Hütten und Dörfer der eingeborenen Bevölkerung. Vielseitig wie die Zusammensetzung ist auch die Siedlungsweise der Afrikaner. Sie resultiert aus Schutzfunktionen, aus Wirtschaftsweisen und aus der Gesellschaftsordnung der Stämme. So sind es beispielsweise der Feldbau (Wanderfeldbau der Savannenbauern) oder das Hirtennomadentum der Masai, die typische Behausungen entstehen lassen. Einige Hüttentypen aber haben sich über ganz Ostafrika verbreitet oder kommen sogar in einer Siedlung nebeneinander vor, so die kegelförmige Rundhütte und die weit verbreitete viereckige Hütte mit einem Satteldach oder sehr flachem Walmdach. Die Konstruktion des Hauses besteht aus in den Boden gerammten und miteinander verflochtenen Baumstämmen, die mit Lehm oder Korallensteinen ausgefacht sind. Auch gibt es regelrechte Bambuskonstruktionen sowie Häuser aus selbstgefertigten Lehmziegeln oder mit Lehmverputz, der oft sehr schöne geometrische Malereien zeigt. Das bedeutendste Nomadenvolk Ostafrikas, die Masai, leben in Ansiedlungen, deren Hütten sich kreisförmig um den Lagerplatz ihrer Herde gruppieren. Der gesamte Kral ist von einem Dornenwall eingefriedet. Die Hütten selbst bestehen aus einem mit frischem Rindermist bestrichenen Rutengerüst.

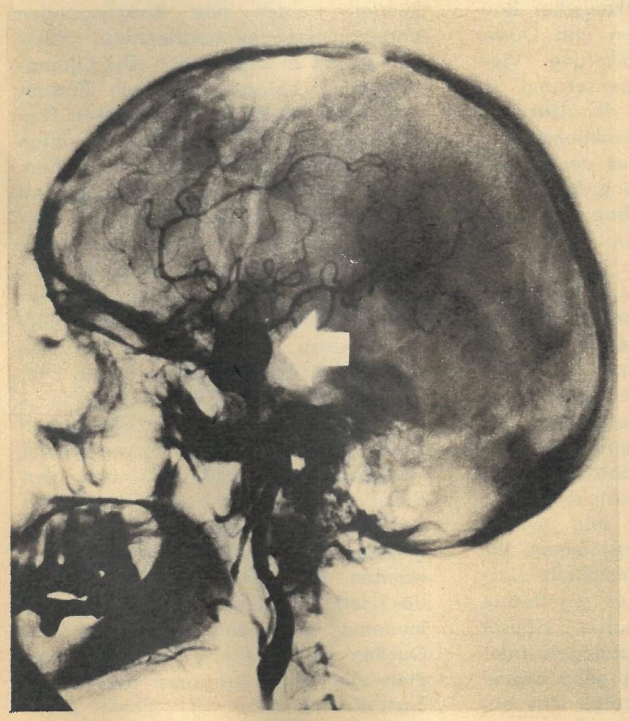
Im Zuge der gegenwärtigen nationalen Entwicklung wird der Ujama-Bewegung in der Republik große Aufmerksamkeit geschenkt. Von Präsident Nyerere verkündet, werden alle Anstrengungen unternommen, jahrhundertealte Rückständigkeit zu überwinden. Die Ujama-Bewegung besagt kollektiven Zusammenschluß der landwirtschaftlichen Produzenten auf der Basis der Tradition alter afrikanischer Dorfgemeinschaften. Daraus wird eine neue Siedlungsform entstehen, die unverkennbar alte Traditionen aufweist, aber gleichzeitig die sozialen Anforderungen der Gegenwart für die Entwicklung im neuen, befreiten Afrika erfüllt und beispielhafte Maßstäbe setzt. Nach Bebauungsplänen werden Flächen im Busch gerodet. Drei Tage in der Woche errichtet man – ebenfalls gemeinsam – die öffentlichen Gebäude des neuen Dorfes wie Schule, Arztstation, Gemeindehaus und den Basar als Typenbauwerk. Die Hütten der Afrikaner werden aus jederzeit greifbaren Materialien nach alten, bewährten Baumethoden errichtet. Und das Herz der neuen Siedlung ist der moderne Wasserturm, der das aus Quellen gewonnene Trinkwasser speichert und ein Leitungsnetz beschickt.

Text: K.-H. Bochow / Fotos: DDR-Afrika-Expedition 1968/Bochow

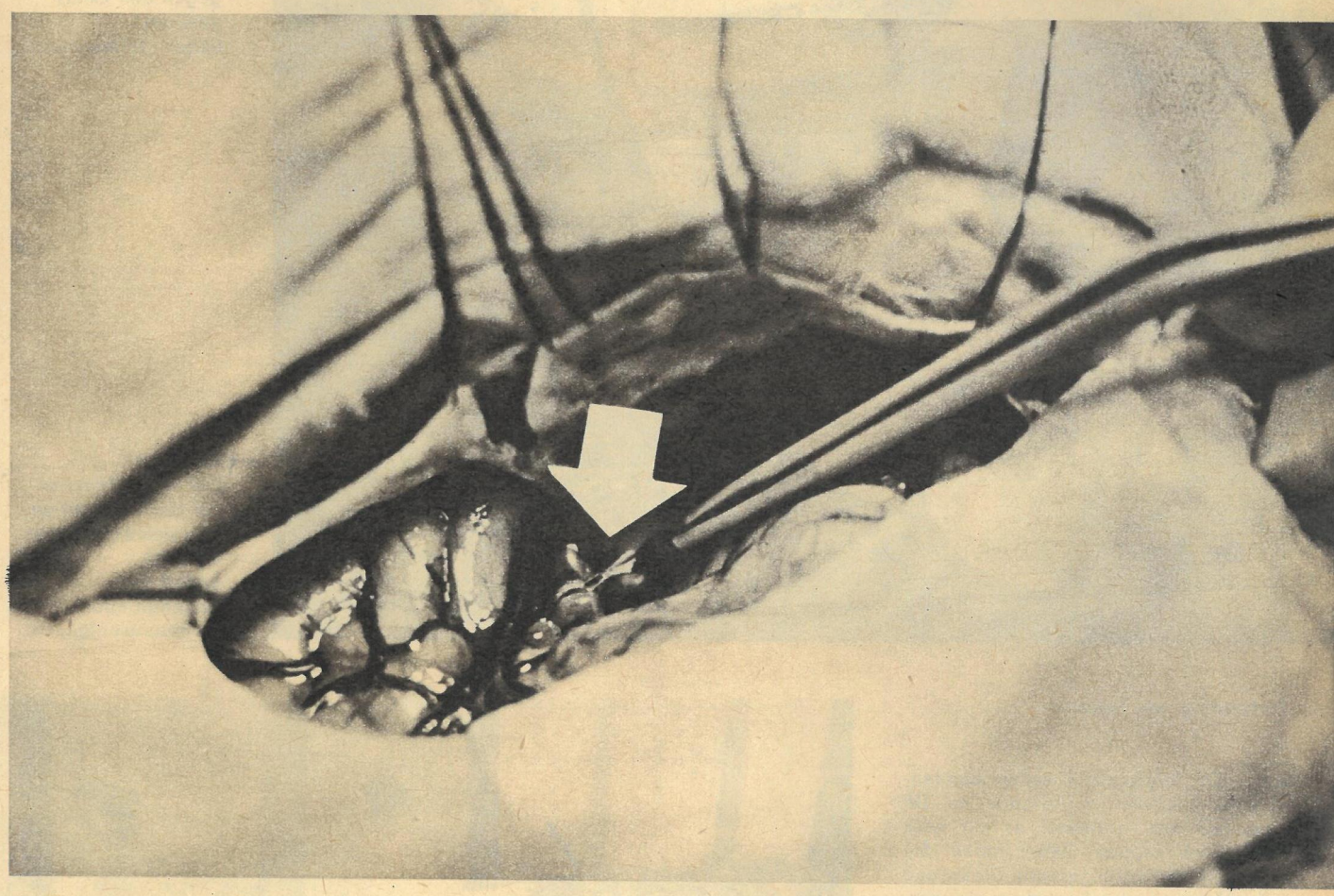


Die Uhr im OP zeigt 7.45 Uhr. Seit zwei, drei Stunden hat ein Operationsteam der Neurochirurgischen Klinik im Städtischen Klinikum Berlin-Buch eine achtunddreißigjährige Patientin auf diese Stunde vorbereitet: Narkose, Unterkühlungskammer, verschiedene Medikamente. Nun ist es soweit. Medizinalrat Chefarzt Dr. F. Weickmann begutachtet ein letztes Mal die zehn am Lichtkasten angehefteten Röntgenbilder und greift – äußerlich völlig ruhig – zum Skalpell. Er beginnt damit erneut einen mühevollen, schwierigen und in seiner Art keineswegs alltäglichen Eingriff: Operation eines Aneurysmas. Dabei handelt es sich, in diesem Falle, um die Aussackung einer kirschkerngroßen Hirnarterie, die, falls sie platzt und sich das Blut in das Nervenwasser ergießt, unweigerlich zum Tod der kranken Frau führt. Es muß deshalb umgehend, aber äußerst behutsam, geholfen werden. Das ist keine leichte Sache. Denn: das Operationsobjekt ist in seinen partiellen Dimensionen kleiner als die kleinste Uhr, zerbrechlicher als das zerbrechlichste Glas. Der Eingriff gehört, selbst im Zeitalter der Herz-, Leber- und anderer Organverpflanzungen, zu den kompliziertesten Operationen der Medizin.

Unser Mitarbeiter Helmut Raddatz hatte Gelegenheit, den Verdienten Arzt des Volkes, Medizinalrat Dr. F. Weickmann, und sein Kollektiv bei ihrer, von der Öffentlichkeit sonst unbemerkten, heilmedizinisch so schwierigen Arbeit exclusiv für „zb" zu beobachten. Hier sein Bericht:



Der Griff ins Gehirn



Ich habe sterile Kleider angezogen, einen Mundschutz umgelegt und Gummigaloschen an den Füßen. Vorher mußte ich die Hände mit Seife unter heißem Wasser schrubben. Trotzdem habe ich das Gefühl, man betrachtet mich im OP mißtrauisch als einen lästigen Bakterienträger. Natürlich, äußerste Sterilität ist Grundbedingung, aber – wie gesagt – das ist nur mein Gefühl. Ansonsten muß sich jeder der sieben Mitarbeiter dieser „Expedition gegen den Exitus" auf seine ureigene, knifflige und verwickelte Aufgabe konzentrieren und hat weder Zeit noch Gelegenheit, mich eines Blikkes zu würdigen.

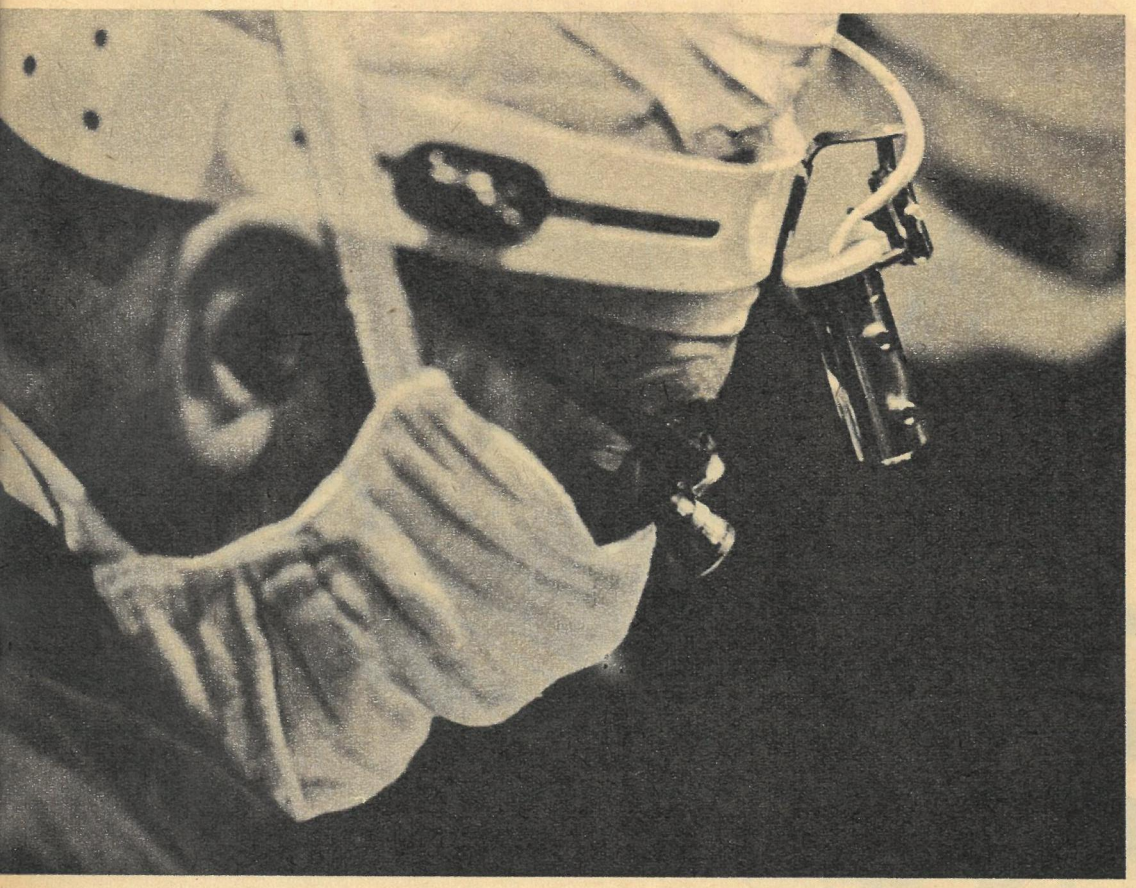
Dr. Weickmann indes arbeitet sich nach Öffnung des Schädels vorsichtig und umsichtig an den Krankheitsherd in der Tiefe des Gehirns heran. Kein Wort wird gesprochen. Nur verschiedene Narkoseanweisungen an den Anästhesisten und seine Assistentin unterbrechen das feine metallische Geklapper der Instrumente. Jeder weiß, was jetzt und in der nächsten Stunde zu tun ist.

Während Dr. Weickmann operiert, erinnere ich mich der Tatsache, daß vor einigen Jahren die Neurochirurgie – bislang auf die Behandlung von Tumoren, Zysten, Abzessen und ähnlichen Erkrankungen des Hirns spezialisiert – kaum eine Aneurysmaoperation gewagt hätte. Erst in letzter Zeit sind die Erkenntnisse und Erfahrungen sowie die Hilfsmittel der Neurochirurgie, als die Wissenschaft der operativen Behandlung von Hirnerkrankungen, soweit herangereift, daß man der Todesbedrohung durch eine „akute Subarachnoidalblutung" – das ist eine unvermittelt einsetzende Blutung aus einem geplatzten Hirngefäß in die Hirnhäute oder die Hirnsubstanz – unter bestimmten Umständen einigermaßen Paroli bieten kann. Unter bestimmten Umständen, das heißt, es hängt von der Art der ärztlichen Diagnose ab, vom Zustand des Patienten und vielen anderen Fakten, und schließt natürlich die uns durch den Schlaganfall bei älteren Menschen bekannte, durch die Arteriosklerose verursachte Blutung im Schädelraum, zwangsläufig aus. Nicht jeder Schaden ist reparabel, außerdem gibt es Teile des Gehirns, die so versteckt sind, daß man sie nur unter Zerstörung anderer lebenswichtiger Hirnteile erreichen kann.

Das menschliche Gehirn benötigt als Steuer- und Regelungszentrum aller Lebensvorgänge zehnmal mehr Sauerstoff zu seiner Funktion, als andere Organe unseres Körpers. Das setzt voraus, daß ein rascher, ununterbrochener und gleichmäßiger Blutstrom über ein lückenloses und engmaschiges Gefäßnetz in alle Bezirke des Gehirns pulsiert. Vier Hauptversorgungsleitungen, verbunden durch eine Ringleitung, speisen das filigrane System winziger, dünnwandiger Hirngefäße, die auf langen Strecken ihres Verlaufes in die Flüssigkeit des sogenannten Liquors eingebettet sind. Kommt es nun an einem der zahlreichen Blutgefäße im Laufe der Zeit zu einer Schwächung der Wand – Dr. Weickmann erklärt es mir mit einer Beule an einem Fahrradschlauch –, so besteht an dieser ausgebeulten Stelle die akute Gefahr des Platzens. Während die Blutgefäße des übrigen Körpers so abgesichert sind, daß eine Selbstreparatur durch behelfsmäßige Abdichtung und spätere feste Narbenbildung erfolgen kann, bleibt an den Hirngefäßen diese Abdichtung und Narbenbildung in der Regel aus.

Bitte blättern Sie um!

Der Griff ins Gehirn



Jeder Mitarbeiter des Operationsteams konzentriert sich auf seine Aufgaben. Zu der „Expedition gegen den Exitus" gehören sieben Teilnehmer.

Geschafft! Die ersten Minuten auf der Wachstation. Von vielen Menschen umsorgt, schläft die Patientin ihrer Genesung entgegen.

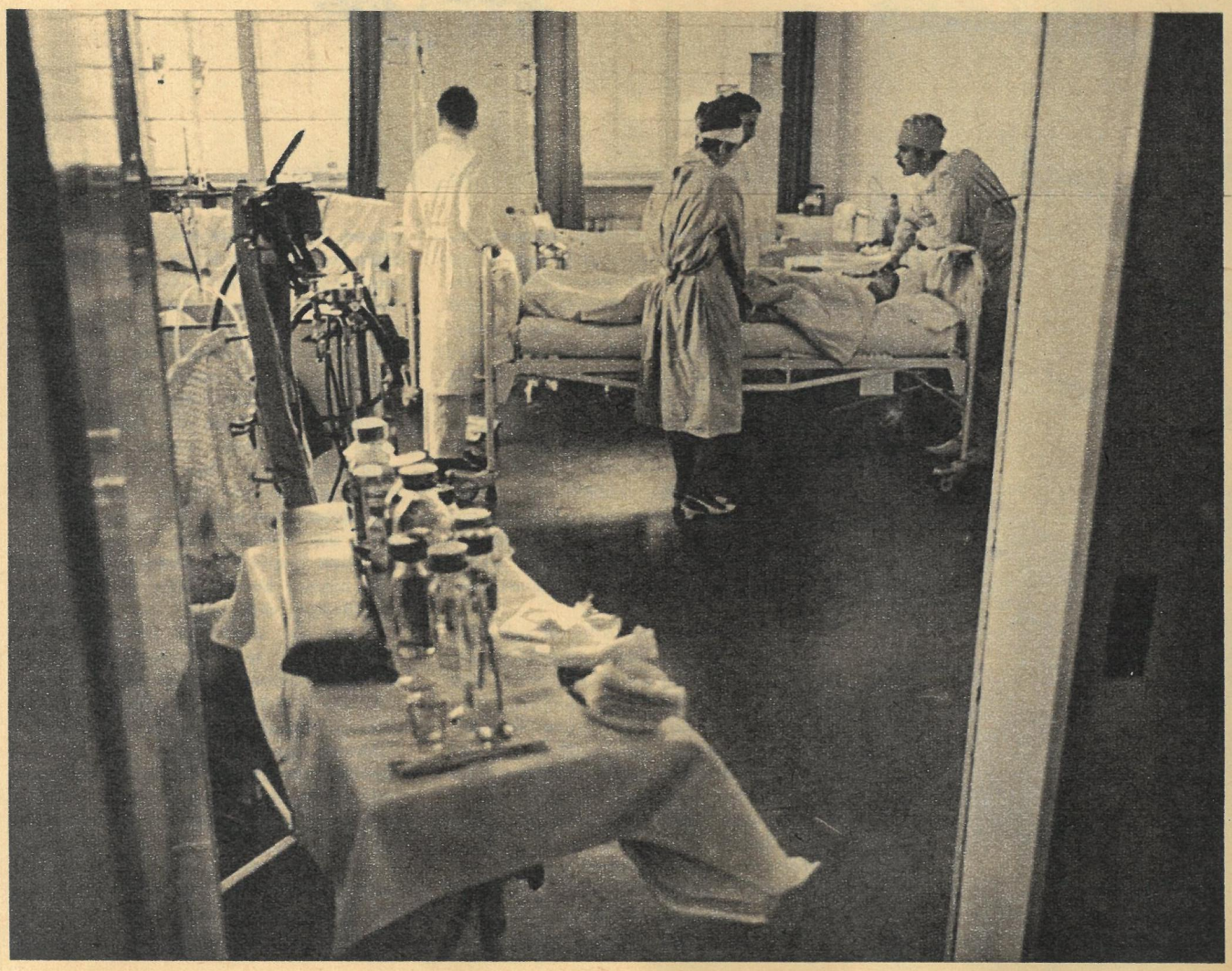
Fortsetzung von Seite 13

Bevor Dr. Weickmann seine stundenwährende schwierige Aufgabe im OP begonnen hat, antwortet er mir noch auf meine Frage: „Wie finden Sie eigentlich die nicht gesunde Stelle und auf welche Weise erfolgt dann der notwendige Eingriff in der geschlossenen Schädelkapsel?" „Bei begründetem Verdacht einer Hirnblutung", so erläuterte der Mediziner, „suchen wir zuerst im Nervenwasser nach Blut. Das ist möglich durch eine Punktion des Rükkenmarkkanals, der genau wie die inneren und äußeren Räume des Gehirns mit Nervenwasser gefüllt ist. Läßt sich hier bereits eine Blutung diagnostizieren, so muß nun nach der genauen Stelle der Hirnblutung geforscht werden. Mit Hilfe des Elektroenzephalographen, der alle Abweichungen gegenüber üblichen Hirnfunktionsströmen aufzeichnet, verschaffen wir uns eine weitere Gewißheit. Ausschlaggebend ist aber letztlich die Röntgenuntersuchung der Hirngefäße, mit der man die Position des Aneurysmas (aus dem Griechischen = Erweiterung) genau lokalisieren kann. Danach entscheiden wir über die therapeutischen Möglichkeiten und Methoden. In der richtigen Einschätzung des Krankheitsbildes liegt die außerordentliche Verantwortung des Operateurs. Bei einem chirurgischen Eingriff unterscheiden wir grundsätzlich drei Behandlungsmethoden. Erstens, falls ein befriedigender Umgehungskreislauf die Funktion übernehmen kann, setzen wir den defekten Bezirk ganz außer Betrieb. Zweitens, man kann die Blutgefäßaussackung an ihrem Ursprung abklemmen oder abbinden, vorausgesetzt, daß die betreffende Stelle genügend Festigkeit besitzt. Drittens, die schwache Aneurysmawand wird mit Hilfe transplantierter Muskelstückchen umhüllt oder mit einem Kunststoffguß verstärkt."

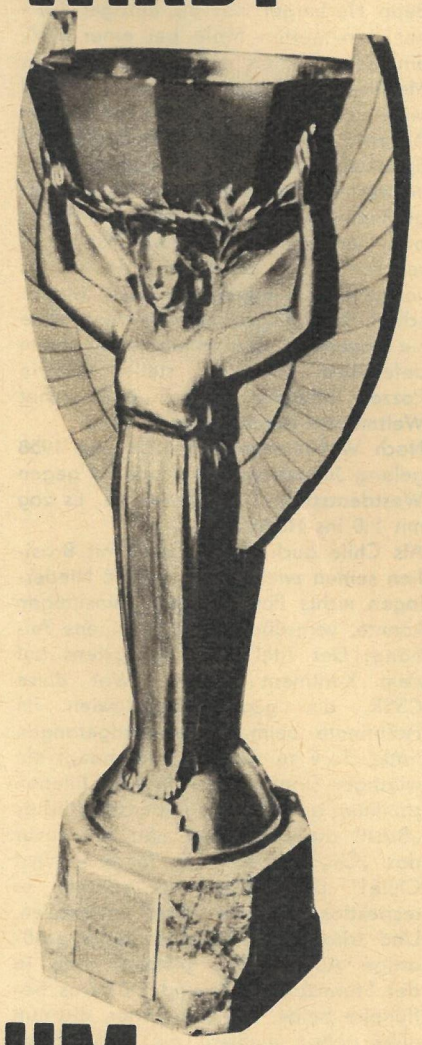
Eine – wie selbst der Laie erkennen kann – heikle und in der internationalen Medizin keineswegs alltägliche Aufgabe. Doch zurück zum OP. Die Uhr zeigt 13.45 Uhr. Dr. Weickmann und seine Mitarbeiter haben es geschafft. Kritische Minuten waren zu überstehen, besonders als das Aneurysma freipräpariert werden mußte. Doch der erfahrene Operateur hat die Gefahr des Platzens mit großer Geduld gebannt. Eine Fadenschlinge um die gefährdete Arterie gelegt (Foto Seite 13) und mit einer Metallplombe fixiert, sorgt in Zukunft für Sicherheit. Die Patientin ist geborgen.

Beeindruckt von der großartigen Leistung des Kollektivs kommt mir beim Verlassen des Behandlungsraumes noch ein Gedanke in den Sinn. Gewiß, ein solch risikovoller Eingriff ist erst durch die moderne Narkosetechnik möglich, bei der man heute nicht nur das Bewußtsein und den Schmerz des Kranken ausschalten kann, sondern auch die Temperatur des Körpers und den Blutdruck senkt, um die Gefahr des Scheiterns auf ein Minimum zurückzudrängen. Dennoch ist und bleibt erst Geschicklichkeit, Präzision, Erfahrung, Aufmerksamkeit, Ruhe und handwerkliches Könnnen des Chirurgen erfolgsbestimmend für den Ausgang der Operation. In seinen Händen liegt es, wenn auf millimeterkleiner Fläche allerwinzigste Dinge geschehen, die über Leben und Tod entscheiden. Kosten und Mühen, moderne Instrumentarien und hochqualifizierte Operateure – nichts ist zuviel, wenn es gilt, einen Menschenleben zu retten. Der beste Dank an die Mediziner – so glaube ich – ist wohl nur eines: Vertrauen.

Text und Fotos: Helmut Raddatz



EINE WELT WIRBT



UM DIE GOLDENE GÖTTIN 8

TATSACHENBERICHT VON WOLFGANG HARTWIG

Nur 23 cm groß, aber 2 Kilo schwer ist die massive Goldstatuette, die man „Coupe Jules Rimet" nennt. An ihrem Fuß aus blauem Lapislazuli-Gestein sind acht Namen befestigt: Die Weltmeister! 1929 formte der Pariser Goldschmied Abel Lafleur die Statuette nach dem Vorbild altgriechischer Siegesgöttinnen. Den Auftrag gab Jules Rimet, Präsident der FIFA und Schöpfer der Weltmeisterschaft. Seitdem wirbt eine Welt um die goldene Göttin. Ist es nur ein Spiel? Der Fußball als Kind seiner Zeit steht mitten in der Geschichte seiner Zeit. Sie formte auch seine Weltmeisterschaften.

1962: Brasiliens Veteranen siegten doppelt

Während in aller Welt schon die Qualifikationen liefen, stand über der Endrunde 1962 tragische Ungewißheit. Chile war von einem der furchtbarsten Erdbeben heimgesucht worden. Am 21. Mai 1960 verheerte der erste Erdstoß die Mitte und den Süden des Landes. Zehn Meter hohe Springfluten verwüsteten die Küstenstädte. Erloschen geglaubte Vulkane spieen wieder Feuer und Lava. Neue Inseln wuchsen aus dem Ozean, alte versanken. Die Bilanz dieser grauenvollen Tage war trostlos und entmutigend: über zehntausend Opfer, 450 000 Häuser zerstört, 400 000 Quadratkilometer Land – fast viermal größer als die DDR – verwüstet.

Und dieses gequälte Land sollte für eine Fußball-Weltmeisterschaft noch neue Stadien bauen oder erweitern, wo Unterkünfte für ganze Heere von Obdachlosen das Gebot der Stunde waren? Die Zweifel aus Europa erzeugten leidenschaftliche Proteste der Chilenen. Sie gaben alle Garantien. Und sie hielten sie! Welche Probleme schuf ihnen dafür allein schon die 4000-km-Ausdehnung dieses längsten Landes der Erde. Im tiefen Süden liegt der regenreichste Erdfleck, im hohen Norden einer der regenärmsten. Doch gerade da, in Arica, sollte gespielt werden. Auf dem Wüstenboden wurde eine 50 cm hohe Humusdecke ausgebreitet. Auf ihr sollte Gras wachsen. Es gab diplomatischen Ärger mit Bolivien, als deshalb hoch droben in den Anden ein nach Bolivien fließendes Gewässer angezapft wurde. Doch schließlich war in Santiago, Vina del Mar, Rancagua und Arica alles bereit. WM-Werber Carlos Dittborn hatte 1956 auf dem FIFA-Kongreß in Lissabon versprochen: „Wir haben gar nichts, aber wir können mit gutem Gewissen sagen, daß wir alles tun werden, um diese Weltmeisterschaft zu einem großen Ereignis werden zu lassen!" Diese überzeugende Bescheidenheit schlug selbst die Argentinier aus dem Feld. Dittborn aber erwarteten zu Hause tausend Sorgen. Er starb über ihnen, wenige Wochen vor WM-Beginn.

Das stete Wachsen der Zahl der WM-Interessenten hielt an. 54 bewarben sich diesmal. Ihre Duelle boten schon Diskussionsstoff in Mengen. Die afrikanischen Länder stellten nach dem Sudan und der VAR vier neue Nationalmannschaften vor: Ghana, Nigeria, Marokko und Tunesien, junge und selbstbewußte Staaten, die nicht mit Kritik an der FIFA sparten, als bekannt wurde, daß ihr Sieger auch noch gegen Spanien zu spielen habe. Marokkos 0:1- und 2:3-Niederlagen gegen eine spanische Starelf mit di Stefano, Puskas, Gento und anderen waren den 1:2- und 1:1-Spielen von Wales gegen Spanien nahezu ebenbürtig und zu knapp, um die Ansprüche Afrikas zu widerlegen. Marokko hatte dort ebenbürtige Gegner hinter sich gelassen: Nach 1:2-, 2:1- und 1:1-Ergebnissen war Tunesien nur durch das Los ausgeschieden. Ghana verlor drei seiner Besten bei einem Busunglück, damit viele Chancen, zog aber schließlich gegen Marokko nur mit 0:1 und 0:0 denkbar knapp den kürzeren.

In Nicosia indessen glich die Atmosphäre beim Spiel Zypern gegen Israel einem Staatsakt. Drei Monate zuvor hatten die Zyprioten nach 35jährigem Freiheitskampf gegen die Briten ihre Unabhängigkeit erkämpft. Dem 1:1 beim allerersten Länderspiel Zyperns folgten Volksfeste, die erst 14 Tage darauf ein 1:6 in Israel beendete.

Auch die Asiaten konnten nur ihren Besten nach Chile bringen, wenn sie gegen einen Europäer gewannen. Die schwache Rolle Südkoreas beim Turnier 1954 (0:16 Tore!) wurde hierbei durch Jugoslawien (5:1 und 3:1) erneut bestätigt.

Für unsere Nationalelf drehte sich das ungarische Karussell. 0:2 in Budapest, das war der wenig verheißungsvolle Auftakt. Karoly Soos gab als neuer Betreuer mit einem 1:1 gegen Holland seinen Einstand. Schröter und Kaiser kehrten in eine zu abrupt verjüngte Elf zurück. Zum Rückspiel in Holland aber kam es nicht. NATO-Schikanen, die Bonn in Szene gesetzt hatte, sollten unsere Sportler treffen. Sie trafen unseren Qualifikationsgegner. Holland bekam die Punkte abgesprochen und unsere Elf dadurch doch noch eine reelle Chile-Chance. Die aber verdarb uns ein 35jähriger Ungar. Der Budapester „Nepssport" schrieb: „In Berlin hat die DDR das modernere und dynamischere Spiel gezeigt. Ohne sagen zu wollen, daß der 3:2-Sieg allein auf das Konto von Torwart Grosics kommt, so hat er doch einen großen Anteil daran . . ."

Die Sensation in Europa aber lieferten andere. Da hatte sich England schon auf ein Entscheidungsspiel mit Portugal eingerichtet (eine Mannschaft, die die Briten 1947 noch mit 10:0 in Lissabon deklassierten), als die Benfica-Stars in Luxemburg mit 2:4 auf die Nase fielen – fünf Monate nach ihrem ersten Europacupsieg! In Entscheidungspartien scheiterten zwei WM-Plazierte von 1958, die Schweden (2.) an den Schweizern mit 1:2, die Franzosen (3.) an den Bulgaren mit 0:1. Und schließlich booteten die Tschechoslowaken in der Verlängerung auch noch die Schotten mit 4:2 aus. England mußte erstmals allein das stolze Britannien repräsentieren.

In Übersee schimpften die Mexikaner. Das Reglement hatte ihnen acht Spiele aufgebürdet! Nur ganze zweimal spielten dagegen Argentinien, Uruguay, Kolumbien. Trotzdem hatte Uruguay große Sorgen. Es mußte in der dünnen Luft des 3000 m hohen La Paz antreten. Die Betreuer schleppten sich mit Sauerstoffflaschen ab. Daraus tankten die Spieler immer wieder Luft. Trotzdem wurden drei „Urus" im Spiel ohnmächtig. Nach dem 1:1 fürchteten die Bolivianer die uruguayische „Rache": „Wir haben Angst vor dem Essen in Montevideo. Wir wohnen in Buenos Aires und erscheinen erst zwei Stunden vor dem Spiel!" Trotzdem verloren sie 1:2.

Sieben von denen, die in Schweden dabei waren, erschienen in Chile nicht wieder: Frankreich, Schottland, Wales, Nordirland, Paraguay, Österreich und Schweden selbst. Statt ihrer spielten Chile, Italien, Spanien, Schweiz, Uruguay, Kolumbien und wieder ein neues sozialistisches Land – Bulgarien!

Als das FIFA-Präsidium in Santiago de Chile aus dem Flugzeug kletterte, präsentierte es einen Gruppen-Vorschlag, der sofort neue Diskussionen auslöste. Brasilien, Uruguay, Argentinien und Chile wurden als „starke Südamerikaner" gesetzt, eine „schwache Gruppe" mit Kolumbien, Mexiko, Bulgarien und Schweiz aussortiert und dann mit den übrigen acht dazugelost. Letztere verwiesen mit Recht, aber vergebens auf ihre Siege über WM-Plazierte.

Das wettfreudige England sorgte bei den Buchmachern für diese Prognose: „Brasilien bleibt Weltmeister! Die härteste Konkurrenz kommt aus der UdSSR, aus Spanien und Argentinien!" Der Tip für Brasilien war begreiflich. Neun Weltmeister-Spieler von 1958 standen wieder im brasilianischen Aufgebot. Das gab es noch nie zuvor! Peles Stern strahlte nun in der ganzen Fußballwelt. Die UdSSR hatte sich mit einem sensationellen Südamerika-Trip durch Chile (1:0), Uruguay (2:1) und Argentinien (2:1) ein halbes Jahr zuvor ins Gespräch gebracht. Aus Argentinien erklang es selbstbewußt wie eh und je: „Wir werden Weltmeister!" Na, und Spanien führte die attraktivste Garde der eingebürgerten „Fremdenlegionäre" nach Südamerika: den Argentinier di Stefano, den Uruguayer Santamaria, den Ungarn Puskas. Die Italiener hatten ähnliche „Einheimische" zu bieten: die Argentinier Lojacono Maschio, Sivori, die Brasilianer Sorman und Altafini, der in Schweden noch „Mazzola" hieß. Um sich selbst nicht zu blamieren und die Südamerikaner nicht in Rage zu bringen, beschloß man, stets nur drei von ihnen einzusetzen. Ein Ex-Argentinier, dann naturalisierter und in Spanien wie in Italien engagierter Franzose sollte diese Fremdenlegion führen: Helenio Herrera. Die Italiener booteten ihn aus, als Inter Mailand nicht Meister wurde. Sofort holten ihn sich die Spanier. In Chile aber machten ihre Stars Krach. Alfredo di Stefano streikte. Die anderen ignorierten Herreras Aufstellung, machten ihre eigene – um damit gegen Mexiko erst in der 89. Minute mit 1:0 zu gewinnen. Auswüchse des Profitums, die eine Weltmeisterschaft natürlich grell ins Licht rücken mußte. Erfolge waren damit schon gar nicht zu ernten. Italien ebensowenig wie Spanien erreichte das Viertelfinale.

Schon nach dem ersten Vorrundentag war zweierlei abzusehen: Wenig Tore! Wenig Zuschauer! 60 000 in Santiago, sonst nur 10 000, 8000 und 5000! Beides hatte nichts miteinander zu tun. Mehr und mehr betrachtete man die Torsicherung als fußballerisches Hauptproblem. Die Plätze in den Stadien aber hofften die Chilenen vor allem mit Touristen zu füllen. Für heimische Löhne waren die Preise kaum erschwinglich. Wenigstens 30 000 Gäste erwartete man – nur 4000 kamen. Furcht vor der Nachwirkung der Katastrophe oder Furcht vor einer neuen? Das erste Tor des ganzen Turniers schoß Argentinien. Das war aber auch der einzige Erfolg der total überbewerteten Südamerikaner. Ihre Presse nannte sie nach diesem 1:0 gegen Bulgarien „müde Pampasstiere". Noch ein Tor schossen sie (gegen England 1:3), dann wiederholte Trainer Stabile seine 58er Sprüche: „Europas Fußball entspricht nicht unseren Ansichten, dennoch müssen wir uns umstellen." Oder besser spielen!

Nach der Vorrunde hatte sich die Spreu vom Weizen getrennt. Die Frage, wer wohl die dicksten Körner habe, lag noch immer im Dunkeln. Auf Ungarn tippten manche Experten. „Ihr großartig eingespieltes Innentrio Göröcs–Albert–Tichy erreichte im rechten Moment wieder seine frühere Verfassung. Mit ihm kann Ungarn bis ins Finale vordringen", hatte England-Trainer Winterbottom nach der eigenen 1:2-Niederlage festgestellt. Nur mußte Göröcs dann beim folgenden Remis gegen Argentinien verletzt vom Feld und war nicht mehr einsatzfähig. Das gab dem Sturm einen Riß. Vorher hatten die Ungarn zwischen der 2. und 12. Minute mit vier Toren die Bulgaren förmlich vom Feld gezaubert und mit 6:1 den höchsten Sieg des Turniers gelandet. Nach jedem Spiel wurden die Ungarn in ihrem Quartier-Städtchen Rengo vom Bürgermeister und Tausenden neuen „Ungarn-Fans" auf dem Markt feierlich begrüßt. Die Engländer aber bekamen Pfeifkonzerte und sarkastische Kommentare. Ihren Tiefpunkt erreichten die englischen Profis mit dem „ermauerten" 0:0 gegen Bulgarien. „Armselig, phantasielos!" schrieben britische Kommentatoren. Und über den Gegner: „Man kann das Gefüge des bulgarischen Fußballs bewundern und hoffen, daß es stärker wird. Aber für 1962 waren die Bulgaren noch nicht fertig." England scheiterte im Viertelfinale dann auch an den Brasilianern. Worauf „Daily Express" schrieb: „Die eilige Heimreise ist ein Fehler. Jetzt hätten Trainer und Spieler erst einen Begriff davon bekommen, wie eigentlich Fußball gespielt werden muß".

Bitte blättern Sie um!

Fortsetzung von Seite 15

Bei den Brasilianern hatte es auch Wirbel gegeben. Beim 0:0 gegen die ČSSR zog sich Pele einen Muskelriß zu. Kein Gegenspieler hatte schuld, es geschah beim Schuß. Aber nun bewies sich die Qualität brasilianischer „Reservisten". Amarildo, der Neue, schoß gleich beide Tore gegen Spanien (2:1)! Das bedächtig anzuschauende, sichere Paßspiel der Tschechoslowaken machte sie bald zur Defensiv-Elf Nr. 1. Als einzige kamen sie auch mit negativem 2:3-Torkonto bei 3:3 Punkten ins Viertelfinale. Dort stoppten sie auf gleiche Weise die Ungarn. Ein Konterzug durch Scherer in der 13. Minute entschied schon alles. „Die geradezu unvorstellbar konsequent eingehaltene Defensivtaktik der ČSSR, die mit Schroiff einen wunderbaren Torsteher aufbieten konnte, warf uns völlig aus der Bahn. Wir sind um eine bittere Erfahrung reicher." Das war der Abschiedskommentar von „Kepes Sport".

In Arica entschied sich das Schicksal der UdSSR. Sie wurde zwar Gruppensieger, aber in einer Partie offenbarte sie verblüffende Nervenschwächen. Binnen sechs Minuten hatten die Kolumbianer aus einem 1:4 noch ein 4:4 gemacht. Jaschin machte Fehler, die kaum zu begreifen waren. Noch keine Mannschaft hatte je bei einer WM-Endrunde eine solche Führung noch eingebüßt. Jugoslawien zeigte danach Kolumbien mit 5:0 seine Grenzen. Die Fehler in der UdSSR-Elf wiederholten sich: Chiles Mannschaft war nach Norden gekommen. Leonel Sanchez wuchtete einen 25-m-Freistoß ins Tor. Die sowjetischen Verteidiger hatten keine Mauer gebildet: Jaschin würde das schon machen . . .!" Das 1:1 von Tschislenko beantwortete Rojas nach erneuter Deckungs-Leichtfertigkeit mit einem Fernschuß. Den Rest besorgte eine fanatisch kämpfende chilenische Elf. Während des Spiels wurden ihr über die Lautsprecher anfeuernde Erklärungen des Staatspräsidenten und des Fußballpräsidenten vorgelesen. Tausende hatten sie in Santiago auf dem Flugplatz verabschiedet. Nun wurden zum Empfang 35 000 Fußballfans kostenlos hinaustransportiert. In Arica schritten Chiles Fußballer beim Abschied durch Triumphbögen! Das ganze Land schwamm auf einer Woge des Glücks und der Hoffnung: Nun schlagen wir auch Brasilien . . . Was aber erlebte bis dahin die Hauptstadt Santiago? Gutes und Schlechtes um die eigene Elf. Sie bezwang die Schweiz und Italien, aber mit den Italienern produzierte sie den Skandal des Turniers. Italienische Journalisten hatten vorher durch abfällige Zeitungsattacken auf die Gastgeber die Atmosphäre vergiftet. Das „Spiel" war dann eine haarsträubende Verhöhnung des Sports. Der Schotte Aston lieferte als Schiedsrichter eine miserable Figur. Er griff einseitig durch und bestrafte außerdem meist auch die Falschen: Zwei Italiener, Ferrini und David, erhielten bis zur Pause Feldverweise. Sie bekamen schon auf dem Platz eine Polizeieskorte. Faustschläge und Fouls der Chilener blieben ungeahndet. Der Italiener Maschio bezahlte es mit einem gebrochenem Nasenbein.

Am gleichen Tag prügelte man sich auch in Arica. Cabrera (Uruguay) und Popovic (Jugoslawien) marschierten dafür in die Kabinen. Die FIFA sprach laut vom „Durchgreifen". Das sah dann so aus: Ferrini wurde für ein Spiel gesperrt, die übrigen drei nur verwarnt, ebenso wie der Hauptkämpfer bei den chilenischen Box-Einlagen, Leonel Sanchez. Damit war Wiederholungen Tür und Tor geöffnet. Bei Brasilien gegen Chile (3:1) mußten Garrincha und Landa das Feld vorzeitig verlassen. Der Brasilianer kassierte die obligate Verwarnung, der Chilene Spielsperre. Aber da hatte sein Trainer schon mitgeteilt: „Wir wollten Landa sowieso nicht mehr einsetzen!" Angesichts der Hektik der Atmosphäre gefährdete diese mangelnde Courage der FIFA fast das ganze Turnier. Auch Westdeutschland bezwang vorher Chile. Sepp Herberger war als einziger Trainer zum vierten Male bei einer WM, ein Rekord, den er sich damals mit Mexikos 33jährigem Torwart Carbajal teilte. Seine Elf hatte nicht ganz jene Ausgewogenheit von Kampfkraft und Spielkultur wie ihre Vorgänger. Fritz Walter war ebenso ohne Nachfolger geblieben wie der unberechenbare aber erfolgreiche Helmut Rahn am rechten Flügel. „Nicht viel anders als vorher Italien erging es dieser Mannschaft. Die Angst, zu verlieren, hatte sie angesteckt. Sie scheiterte an ihrem defensiven Konzept", stellte Vittorio Pozzo, Schöpfer zweier italienischer Weltmeister-Mannschaften fest.

Nach WM-Niederlagen 1954 und 1958 gelang Jugoslawien in Santiago gegen Westdeutschland die Revanche. Es zog mit 1:0 ins Halbfinale.

Als Chile auch im 21. Spiel mit Brasilien seinen zwei Siegen und 18 Niederlagen nichts Positives mehr hinzufügen konnte, vergrößerte sich Brasiliens Anhang: Der Titel sollte wenigstens auf dem Kontinent bleiben! War diese ČSSR, die gegen Jugoslawien im Halbfinale beim 3:1 erst angefangen hatte, Tore zu schießen, überhaupt ein würdiger Finalpartner? 75 000 Chilenen stimmten ein genauso leidenschaftliches „Brasil cha, cha, cha!" an wie zuvor das „Chi, chi, chi – le, le, le – Viva Chile!" Die ČSSR aber stürmte so respektlos, daß die 75 000 erschraken. Und schon war Masopust, jener großartige Außenläufer, plötzlich vorn in der Sturmspitze. Tor und 1:0! Das beflügelte beide, die Brasilianer, die nun alles geben mußten, die Tschechoslowaken, die nicht im Traume daran dachten, dieses eine Tor „einzumauern". Holger Bergerus, Schwedens WM-Organisator von 1958, geriet noch später ins Schwärmen: „Das Finale von Santiago war schöner und interessanter als das von Stockholm. Die ČSSR spielte stärker als unsere schwedische Elf damals." Amarildo, der junge Pele-„Ersatz", schoß den Ausgleich. Eine Stunde lang war dieses Duell dann für beide gleichermaßen chancenvoll. Bis jener Mann, der sich durch unglaubliche Leistungen vor allem gegen Ungarn und Jugoslawien den Ruf des „Besten Torwarts der Weltmeisterschaft" erworben hatte, zur tragischsten Persönlichkeit wurde. Zwei katastrophale Fehler Viliam Schroiffs halfen Brasilien zum 3:1, zum Titel. Trotzdem brach die ČSSR eine Lanze für den Offensivfußball. Die chilenische Zeitung „Mercurio" betonte: „Die Vorstellung von den nur auf Riegel und Defensive eingestellten Europäern wurde an diesem 17. Juni beseitigt! Die am Ball perfekten Einzelkönner triumphierten letzten Endes über eine perfekte Mannschaft." Und Pele: „Ich hätte am liebsten geweint, daß ich nicht dabei sein durfte . . ." Brasilien, der mit 29,7 Durchschnittsjahren ältesten Mannschaft des Turniers, gelang Italiens Nachfolgerschaft mit dem doppelten, nicht unterbrochenen Gewinn der „Goldenen Göttin". Titel an Brasilien, 3. Platz an Chile (1:0 gegen Jugoslawien), große Versöhnung mit den Italienern samt Geschenkempfang im Stadion – ganz Santiago war randvoll des Glücks, es tanzte – und sang „Mein schönes Chile, wie lieb ich dich . . ." Niemand, der diesem Lande seine Freude neidete. Es hatte große Opfer dafür bringen müssen.

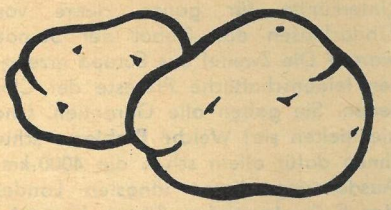
Fortsetzung folgt

Masopust schießt im Finale das 1:0 für die ČSSR.

Weltmeister 1962 – Brasilien: Trainer Moreira, Djalma Santos, Zito, Gilmar, Zozinho, Nilton Santos, Mauro (obere Reihe von links); Masseur Americo, Garrincha, Didi, Pele, Vava, Zagalo (kniend von links).

Fotos: Archiv/Hartwig

KEIM STOP



KEIMHEMMUNGSMITTEL

zwischen trockene und gesunde Kartoffeln gestreut, verhindert das Treiben langer Keime und erhält die Kartoffeln somit frisch und nährstoffreich

Großbezug durch Handelskontore, Kleinverkauf durch BHG, Drogerien, Samenhandlungen und sonstige Fachgeschäfte

VEB Fahlberg-List, Magdeburg

Chemische und pharmazeutische Fabriken

Für sie!

POHLI

GESICHTS WASSER

mit Hamamelis

Pohli-Gesichtswasser mit Hamamelis – schützt und pflegt die Haut – entfernt Staub und Schmutz aus den Poren – beseitigt Hautunreinheiten – erzeugt Frische und Wohlbehagen

Pohli-Rasierwasser mit Azulen – scharf – angenehm kühlend – männlich herber Duft – belebt und entspannt die Haut, beseitigt Hautunreinheiten und unterstützt durch den Gehalt an Azulen Abheilvorgänge – sparsam im Gebrauch

Für ihn!

POHLI

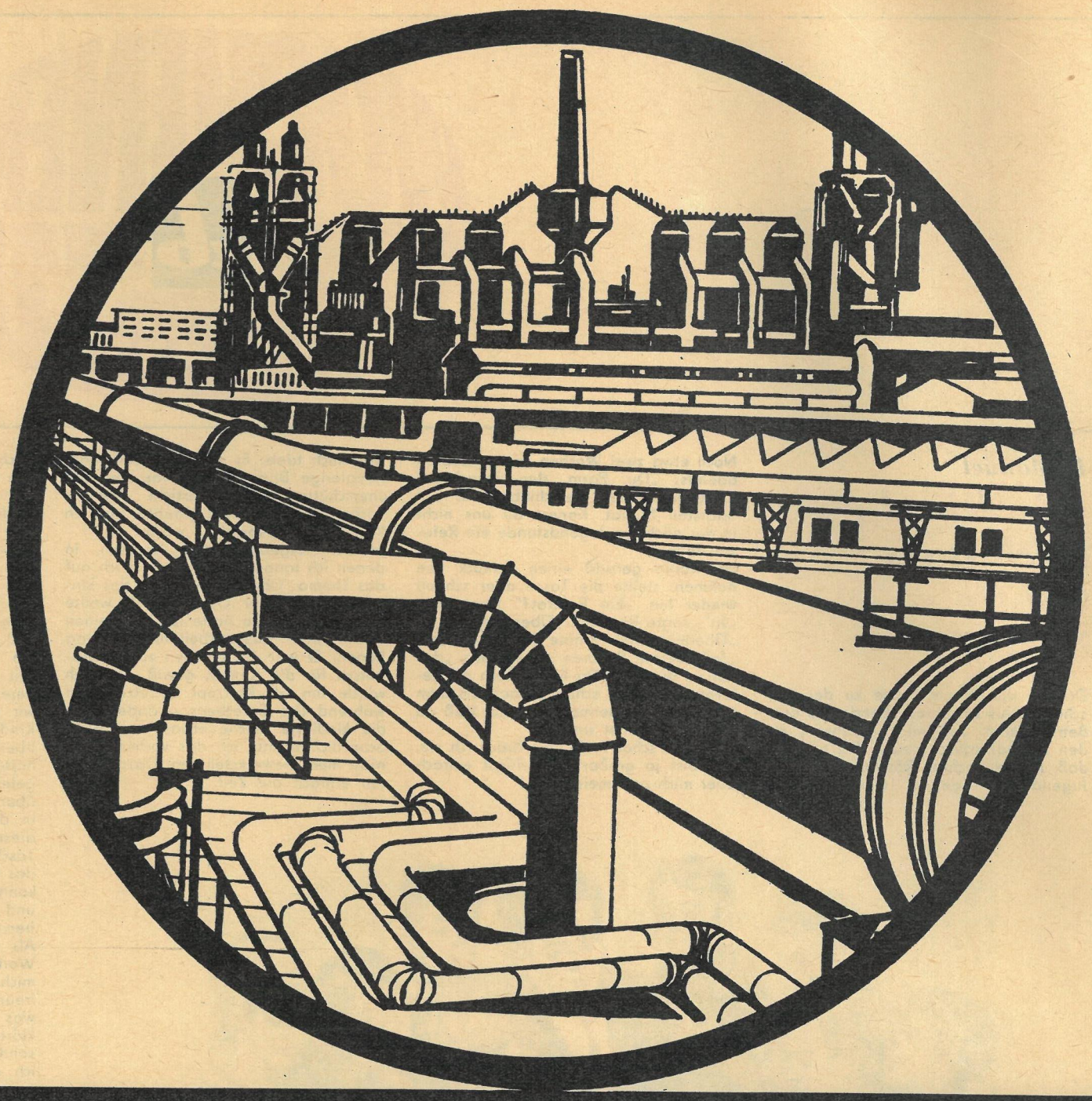
Scharfes

RASIER WASSER

mit Azulen

VVB
Rohrleitungen
und
Isolierungen
701 Leipzig
Senefelderstr. 13/17

Zur Sicherung
strukturbestimmender
Vorhaben
in der Energie
und Chemie werden
sofort eingestellt
und
qualifiziert:



WERKTÄTIGE ALLER WIRTSCHAFTSZWEIGE
A- UND E-SCHWEISSER (ALLER PRÜFGRUPPEN)
ROHRLEITUNGSMONTEURE ISOLIERER GERÜSTBAUER
MALER INDUSTRIEANSTREICHER FEINBLECHNER
KLEMPNER LAGER- UND TRANSPORTARBEITER

Wir bieten Ihnen neben einer interessanten Tätigkeit auf den Gebieten des Rohrleitungsbaues und der Isoliertechnik in unseren Montagebetrieben

- **kurzfristige, vielseitige Qualifizierungsmöglichkeiten**
- **günstige Verdienstmöglichkeiten**
- **gute Arbeits- und Lebensbedingungen**
- **berufliche Perspektiven**

Bewerbungen erbeten an nachfolgend genannte Werbebüros:

VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld
44 Bitterfeld, Glückaufstr. 2

VEB Rohrleitungsbau Karl-Marx-Stadt
9025 Karl-Marx-Stadt, Limbacher Str. 35

VEB Montagewerk Leipzig
7021 Leipzig, Bitterfelder Str. 19

VEB Industrierohrleitungsmontagen Berlin
1132 Berlin, Herzbergstr. 55/57

VEB Rohrleitungsbau Ludwigsfelde
172 Ludwigsfelde, Struveshof

VEB Industrie-Isolierungen Leipzig
701 Leipzig, Berliner Str. 12/14

VEB Rohrleitungsbau Werdau
962 Werdau, Greizer Str. 38

E. Manuel

Wie Röschen mich aufs Glatteis brachte

Das ist die Vorgeschichte zu der Geschichte: Als ich eines Abends aus dem Betrieb kam und mich geruhsam an den Abendbrottisch setzte, fiel mir ein, daß meine Tochter Röschen bald zur Jugendweihe gehen würde. Durch tausend Dinge abgelenkt, hatte ich in den letzten Wochen nicht mehr mit ihr darüber geredet.

Jetzt schlug mein Gewissen und ich fragte: „Habt ihr euch für die Jugendweihe eigentlich gut vorbereitet?"

Röschen sah mich gedankenverloren an und sagte: „Och ja – wir Mädchen sind uns einig. Wir nehmen alle einfarbige Stoffe, aber helle und hübsche Farben. Mit dunklen Sachen gehen wir nicht!"

Ich mußte sie s e h r überrascht angeblickt haben. Sie stockte und verstummte plötzlich. Schon typische kleine Frauen, dachte ich, zuerst denken sie an die Kleider! Ich warf meiner Frau einen sprechenden Blick zu. Sie tat aber, als wisse sie nicht, worum es sich handle.

„Ich meine natürlich", sagte ich dann, „wie ihr euch geistig vorbereitet habt."

„Ach so", erwiderte Röschen verlegen und fuhr dann eifriger fort: „Wir waren zuletzt im Museum und im Theater; es gab ‚Nathan den Weisen'. In drei Wochen besuchen wir vielleicht ein Kunstfaser-Werk. Es ist aber noch nicht sicher, ob es klappt."

„Ein schönes Programm", lobte ich und fügte – in Gedanken schon wieder bei beruflichen Problemen – zerstreut hinzu: „Ich werde mich mal darum kümmern."

Nach etwa zwei Wochen sagte Röschen abends: „Du, Papa, den Besuch im Kunstseiden-Werk verschieben wir auf nächsten Monat. Kannst du uns nicht in der nächsten Jugendstunde ein Referat halten?"

Ich wollte gerade einen Schluck Tee nehmen, stellte die Tasse aber schnell wieder hin. „Ein Referat?" fragte ich.

„Ja", sagte Röschen. „Übermorgen."

„Übermorgen?" echote ich entgeistert.

„Ja", meinte Röschen selbstsicher, „das kannst du doch. Du hältst doch oft Referate. Ich habe schon gesagt, als man niemand für übermorgen fand, daß du es machen wirst und . . ."

„Du hast schon . . .", unterbrach ich sie, „du bist ja großartig; verfügst einfach über mich und meine Zeit!"

„Donnerstags bist du doch immer um fünf Uhr zu Hause", erklärte Röschen. „Und dann hast du doch neulich gesagt, daß du dich um uns kümmern willst."

„Ich habe gesagt . . . ?" fuhr ich auf.

„Ja", sagte meine Frau. „Das hast du. Ich war dabei."

„Aber ich habe natürlich bloß –" stöhnte ich, „Vorträge habe ich ja lediglich über Fachprobleme gehalten. Interessiert denn das die Kinder?"

„Nein, nein", fiel Röschen ein, „nicht über so was Langweiliges! Es soll über ein Thema sein, das uns allen gefällt."

Ich sann nach: „Aber ob ich das Richtige . . ." Ich verstummte, weil ich mir die Aufgabe, bis übermorgen ein Referat auszuarbeiten, vorstellte – sie überwältigte mich.

Ich wollte bei meiner Frau Beistand suchen. Sie blickte erst versonnen auf ihre Brotschnitte. Dann sah sie mich vielsagend an und meinte: „Das dürfte dir doch nicht schwerfallen, den Kindern etwas aus deinem reichen Schatz an Erfahrungen zu erzählen." Und mit leichtem Lächeln setzte sie noch hinzu: „Du hast es ja schon jahrelang an uns geduldigen Lämmern geübt."

Ich weiß nicht, welcher Übermut mich anfiel, zuzustimmen, zwei Tage später zu den Kindern zu sprechen. Aber ich sagte jedenfalls zu! Jetzt weiß ich, was mich trieb: Es war der zweifelnde, neugierige Blick meiner Frau und die unerschütterliche Zuversicht meiner Tochter, die felsenfest glaubte, daß ich kommen und sprechen würde.

In den folgenden zwei Nächten, in denen ich lange wach lag, kam ich auf das Thema: Über die Aufgabe des Einzelwesens in der Gemeinschaft wollte ich referieren. Da hatte ich noch einen vor Jahren ausgearbeiteten Vortrag liegen. Er war ein bißchen zu philosophisch für die Kinder, gewiß, aber ich würde ihn als Konzept benutzen und während des Sprechens abändern, für die kindliche Psyche etwas ummodeln. Schriftlich konnte ich das vorher leider nicht mehr bewerkstelligen. Dazu fehlte mir einfach die Zeit.

Am Donnerstag, fünf Minuten vor fünf, stand ich an der Straßenkreuzung, ganz dicht vor der Schule. Und dennoch kam ich fünf Minuten zu spät. Ich ging nämlich in Anbetracht des bevorstehenden Ereignisses mit dickem Kopf und wohl etwas unaufmerksam über die Straße. Ich mußte einem Auto ausweichen, das – soviel ich mich später besann – noch gar nicht hätte so nahe sein dürfen, weil es doch keine Vorfahrt gehabt hatte. Ich war also genötigt, im letzten Augenblick einen gewaltigen Satz zu machen – und nahm dann erst wieder das Tagesgeschehen um mich her wahr, als man mir beim Aufstehen half. Die meisten Leute waren nicht so nett. Manche schimpften: „So alt – und noch so kindisch!" – „Hatt Tomaten uff de Oogen!" – „Wandelt wie im Traum einher!"

Die Kinder standen fast alle vor dem Schultor und hatten die Szene beobachtet. Röschen auch. Sie lachte, als ich angehumpelt kam. Das tat sie aber aus großer Verlegenheit. Ich kenne das bei ihr. Die Jungen aus ihrer Klasse grinsten nur stumm, aber sehr breit.

Der Kleinste fragte, als er mir wie einem Kameraden die Hand geschüttelt hatte: „Hatten Se den jroßen ‚Sachsenring' denn nich jesehen?"

„Na klar", sagte ich, „aber er hatte doch keine Vorfahrt. Der ‚Wartburg' von links mußte doch erst vorbei."

„Irrtum", erklärte der Kleine, „der hatte Vorfahrt."

Alle Jungen und zwei Mädchen, die genau zugesehen hatten, wie ich über den Fahrdamm gelaufen, hochgesprungen und dann hingefallen war, gaben ihm Recht. Ich bezweifelte ihre Behauptung. So kamen wir heftig debattierend und gestikulierend in den Raum, in dem die Jugendstunde stattfinden sollte. Mit Blumentöpfen, Schachteln und anderen Gegenständen rekonstruierten wir die problematische Situation. Die Kinder wußten haargenau Bescheid und überzeugten mich. Unsere Volkspolizei hatte ausgezeichnete Aufklärungsarbeit geleistet! Was nun? Meinen Vortrag über „Die Aufgaben des Einzelwesens in der Gemeinschaft" wagte ich nach dieser Blamage nicht mehr aus der Tasche zu ziehen. Zum Glück hatte ich das Gerüst, die Stichworte im Kopf. Ich konnte also wenigstens schon anfangen, und dann später das Bündel Papier hervorholen.

Als ich gerade nach den passenden Worten suchte, fragte der Kleine, der mich auch bei meiner Ankunft so freundschaftlich angesprochen hatte, was ich so für Arbeit mache. Ich erklärte ihnen meinen Beruf, seine Besonderheiten und Probleme. Dabei kam ich auf andere, verwandte Berufe zu sprechen. Das war ein weites Gebiet. Und es gelang mir, so hoffte ich, viel von den Gedanken meines Referats in freier Rede unterzubringen, indem ich mich selbst und meine Aufgaben in ein Verhältnis zur Gemeinschaft zu bringen versuchte. Das ging natürlich nicht so glatt, als wenn ich vom Blatt abgelesen hätte (ich wagte es noch immer nicht, den Vortrag hervorzuziehen . . . es wäre jetzt auch schon zu spät gewesen und hätte zu hilflos ausgesehen).

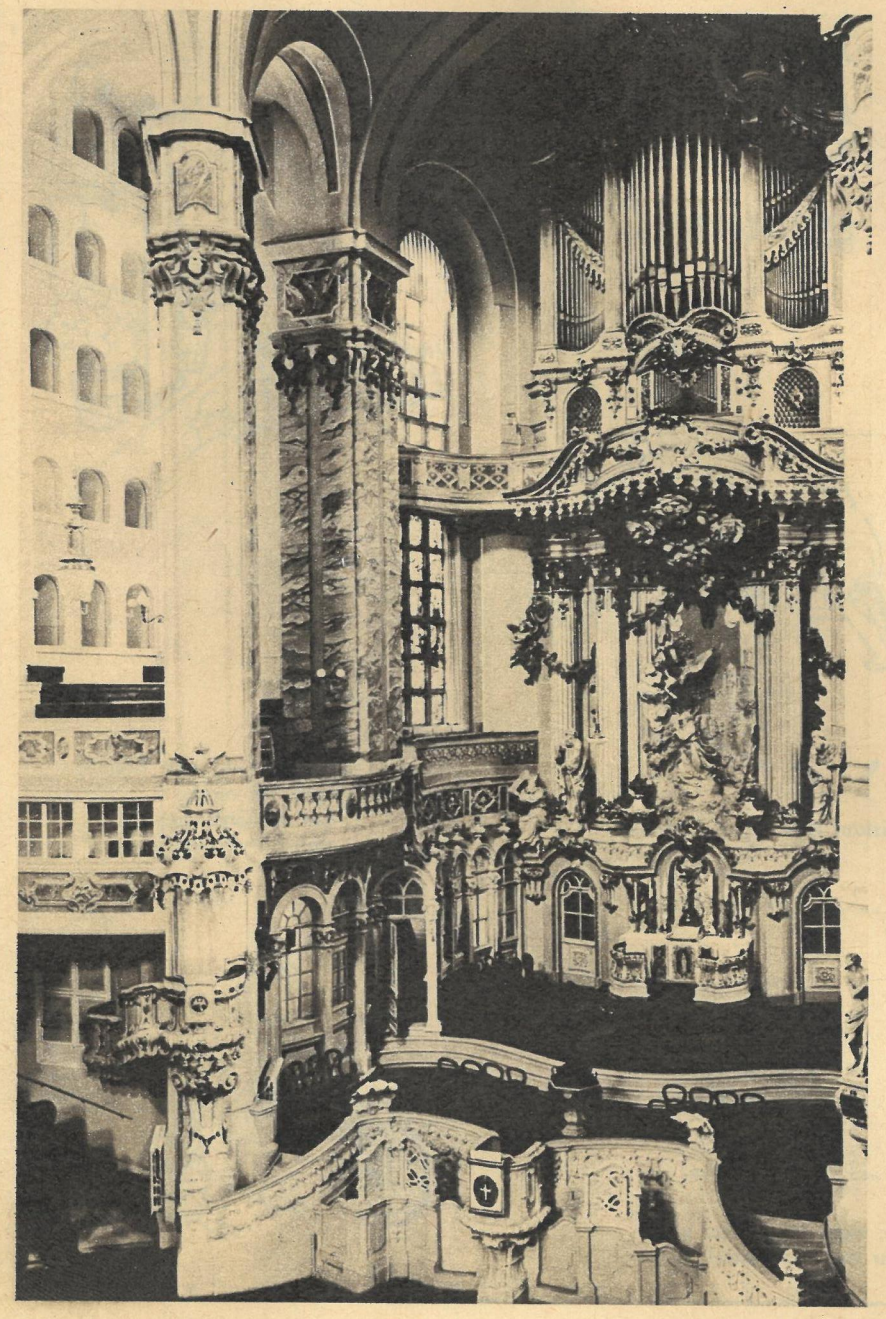
Die Kinder stellten zusätzlich noch viele und komplizierte Fragen, die ich beantwortete, so gut ich konnte. Bei zwei, drei Sachen hatte ich keine Ahnung. Ich versprach, mich danach zu erkundigen und ihnen durch Röschen Antwort zu geben. Dann waren wir am Ende.

Als ich nachher bedrückt und humpelnd neben Röschen nach Hause schritt und an den verpatzten Vortrag dachte, sagte sie plötzlich: „Das hast du gut gemacht, Papa! Ich wußte es ja – man könnte meinen, du hättest dich mit Absicht auf die Erde geschmissen . . ."

Ärgerlich und mißtrauisch sah ich sie von der Seite an. „Na, hör mal! Erst lockst du mich aufs Glatteis, und wenn ich hinschlage, machst du dich noch lustig über mich?"

„Ach wo, Papa", kicherte Röschen leise und verschämt. Dann beherrscht sie sich und sagte ernsthaft: „Es war ein schöner Auftakt für die Jugendstunde . . . ich meine, für die Diskussion danach . . ." und – nach einem zweifelhaften Blick von mir – „Ehrenwort, Papa! Die Kinder sagen auch: du warst prima! Ganz anders, als es sonst ist, wenn der Referent bloß würdig dasteht und alles besser weiß."

Illustration: Gerhard Vontra



Aus dem ärmlichen Geburtshaus in Kleinbobritzsch (Bild oben) führte Silbermanns Weg in die prunkvollen Kirchen seiner Zeit – Foto links: Altar, Kanzel und Silbermann-Orgel der Frauenkirche Dresden (durch anglo-amerikanischen Luftangriff am 13. Februar 1945 zerstört).

Auf den Spuren großer Deutscher:

Der Orgelbauer Gottfried Silbermann

Wer war dieser Gottfried Silbermann, der ebenso wie sein fünf Jahre älterer Bruder Andreas den deutschen Orgelbau über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmt machen sollte? Das Geburtshaus in Kleinbobritzsch, eine halbe Wegstunde entfernt von Frauenstein im Erzgebirge, in dem er 1683 das Licht der Welt erblickte, ist noch heute erhalten. Als der junge Gottfried zehn Jahre alt war, zog der Vater, der als Zimmermeister beste deutsche Handwerkertradition verkörperte, nach Frauenstein. Zu Berufen gezwungen, die ihm nicht lagen – zuerst sollte er die Spielzeugherstellung in Seiffen erlernen, später wurde er zu einem Buchbinder in Frauenstein in die Lehre gegeben –, brachten mehrere Jugendstreiche den wilden, unbändigen Jungen bald mit dem Gesetz in Konflikt. Er wurde festgenommen und ins Frauensteiner Schloßgefängnis gebracht. Aber es gelang ihm, durch den Schornstein zu entkommen! Nachdem er sich einige Tage bei Verwandten an der böhmischen Grenze versteckt hatte, trat er den langen, beschwerlichen Fußmarsch nach dem Elsaß an. Gänzlich heruntergekommen erreicht er Straßburg, um dort bei seinem älteren Bruder Andreas den Orgelbau zu erlernen. Der Bruder nahm ihn auch auf, allerdings unter der Bedingung, daß er zunächst einmal das Schreinerhandwerk erlernte. Schon bald errang er das Vertrauen des Bruders, der dem erst 21jährigen während einer zweijährigen Abwesenheit die Werkstatt anvertraut. Eine „Affäre" mit einer jungen Novize, die er beim Bau der Orgel im Kloster St. Margareten kennenlernte und mit der er zu fliehen versuchte, wobei diese Flucht, auf die damals die Todesstrafe stand, mißlang, bestimmte ihn ebenso wie der mit seinem Bruder abgeschlossene Lehrvertrag, in dem er sich verpflichtet hatte, keinerlei Arbeit am Aufenthaltsort des Bruders auszuführen, Straßburg zu verlassen. In seiner Heimatstadt Frauenstein angelangt, baute er 1710 seine erste Orgel auf sächsischem Boden. Jahn Kuhnau, der Vorgänger Johann Sebastian Bachs an der Leipziger Thomaskirche, der als Musiker großes Ansehen genoß, begutachtete das Werk des jungen Silbermann und verschaffte ihm weitere Aufträge.

Am 8. Oktober 1710 unterzeichnete Gottfried Silbermann einen Kontrakt mit dem Rat der Stadt Freiberg, und so kam es zum ersten großen Werk Silbermanns, der dreimanualigen Orgel im Freiberger Dom. Der Orgelmacher verlegte seinen Wohnsitz nach Freiberg in die sogenannte Reitwache oder das Regimentshaus, das ihm als Wohnung und Werkstatt zugewiesen wurde. In diesem heute als Silbermann-Haus am Schloßplatz bezeichneten Gebäude wohnte und arbeitete er bis 1751. Nach vier Jahren war die große Orgel im Dom vollendet. Silbermann hatte sich mit diesem Werk durchgesetzt und baute nun im mitteldeutschen Raum eine Vielzahl von Orgeln. Dabei nahmen die drei Dresdener Orgeln in der Sophienkirche und Frauenkirche, die beide den englisch-amerikanischen Bomben im Februar 1945 zum Opfer fielen, sowie die durch Auslagerung gerettete der katholischen Hof- und Propsteikirche mit den wichtigsten Platz in seinem Gesamtschaffen ein.

Silbermann hat sich darüber hinaus noch große Verdienste als Klavierbauer erworben. So erhielt er seinen Titel als Hof- und Landorgelbauer von August dem Starken, weil er das Cembal d'amoru erfunden hatte, und nicht für seine Verdienste als Orgelbauer!

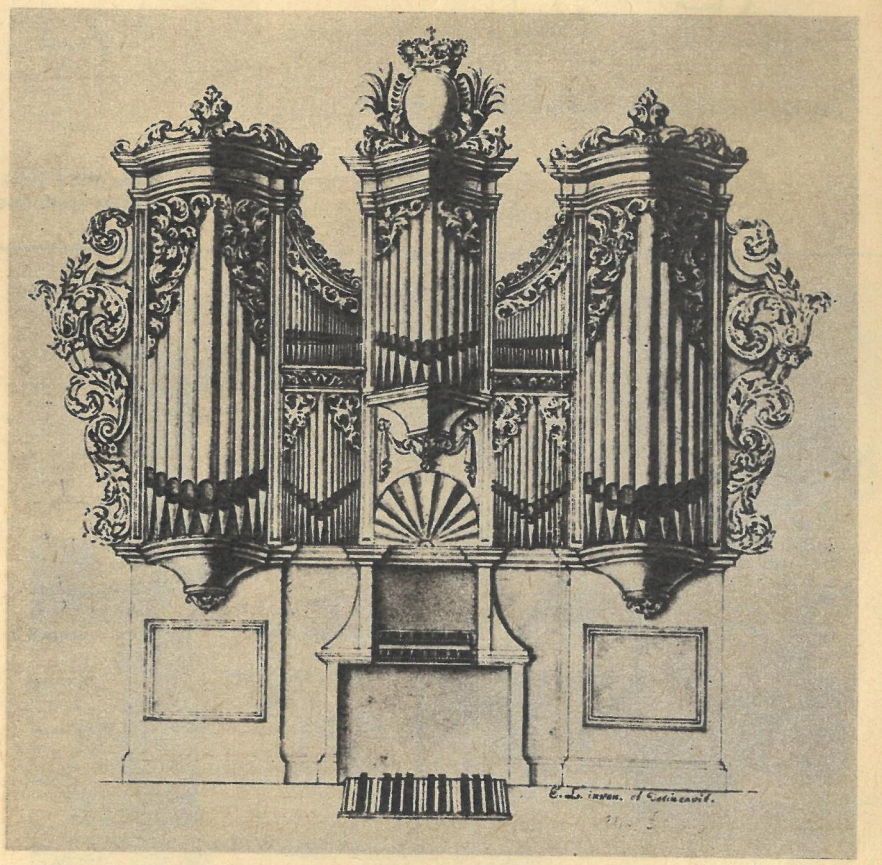
In den letzten Jahren seines Lebens schwer von der Gicht geplagt, erlag er während der Arbeit an der dritten Dresdener Orgel am 4. August 1753 einem Schlagfluß.

Gegen sich und andere unerbittlich in der Arbeit, gerecht und unbestechlich in seinem Urteil, als Charakter verschlossen, grob, sein Leben lang unvermählt, im Alter ein mürrischer, wortkarger Sonderling, verkörpert Silbermann in seinem Werk handwerkliche Gründlichkeit und künstlerische Besessenheit und stellt sich uns heute als bedeutender deutscher Orgelbauer des Barockzeitalters dar.

Folgen wir heute den Spuren Silbermanns, so finden wir eine Vielzahl von teilweise noch sehr gut erhaltenen, teils reparierten, teils pneumatisch veränderten und auch inzwischen restaurierten Silbermannorgeln im Freiberger Dom, in der Freiberger St. Jacobi- und Petrikirche, in der St. Georgenkirche in Pfaffroda bei Sayda, in Niederschöna bei Freiberg, in der St. Georgenkirche in Groß-Kmehlen, in der St. Georgenkirche in Rötha bei Leipzig, in Forchheim im Erzgebirge, in Dittersbach (Kreis Pirna), in der Marienkirche in Oederan, in Lebusa (Kreis Herzberg), in Helbigsdorf bei Mulda, in der St. Georgenkirche in Glauchau, in Reinhardtsgrimma, in Mylau im Vogtland, in Crostau, in Ponitz bei Meerane, in Großhartmannsdorf bei Freiberg, in Zöbelitz im Erzgebirge, in Frauenreuth bei Werdau, in Burgk bei Schleiz und in Frankenstein im Erzgebirge.

Peter Brähmig

Eines der wenigen erhaltenen Werke Silbermanns ist die große Orgel im Freiberger Dom.

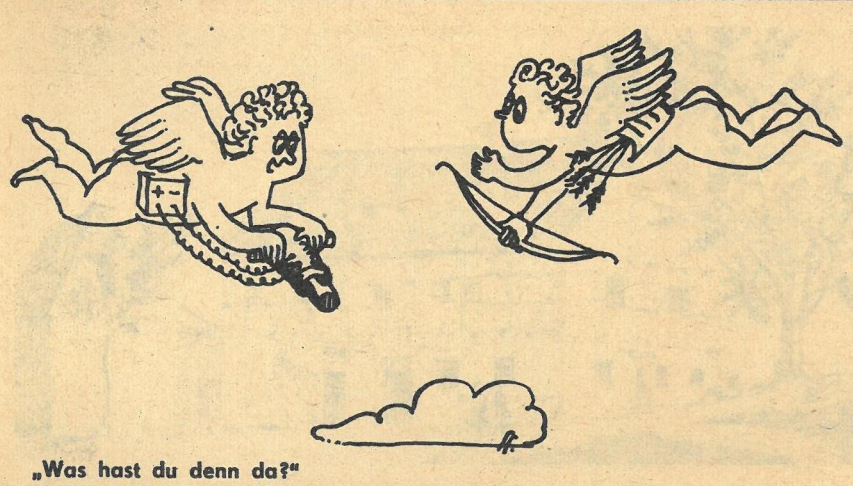


Synthese von Orgelbau- und Holzschnitzkunst: Entwurf Elias Lindners zum Prospekt für die Silbermann-Orgel in der St.-Jacobi-Kirche in Freiberg.

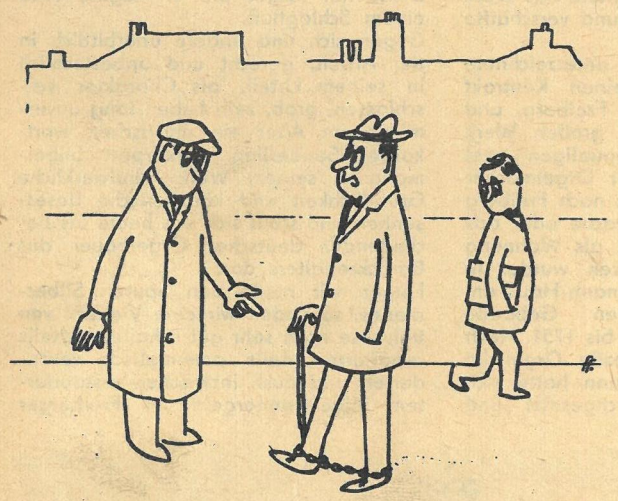
Fotos: Deutsche Fotothek Dresden

Franz Fricke rät:

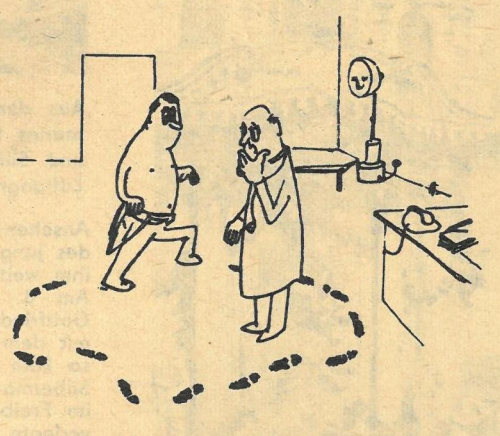
Leben Sie gesund!



„Was hast du denn da?"
„Ich arbeite mit Elektroschock, das ist schonender!"

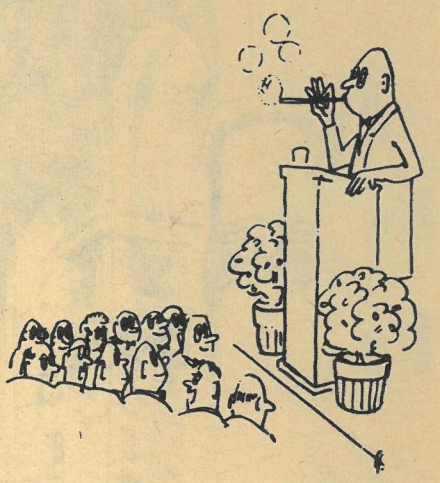


„Blöde Verordnung: soll etwas kürzer treten!"

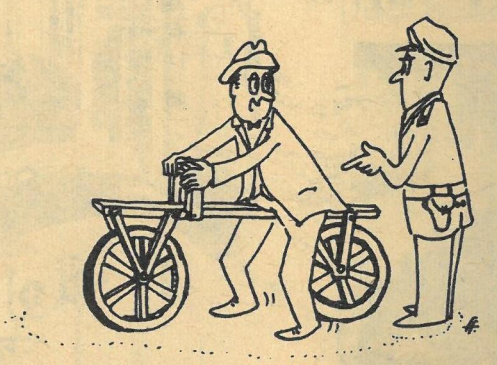


„Ihr Kreislauf ist nicht in Ordnung!"

„Ja, mein Junge, wenn man älter wird,
achtet man mehr auf Sicherheit!"



„Nein, Licht und Bremse
hab' ich nicht,
nur ein ärztliches Attest,
daß ich viel laufen soll!"



Die „Glockenstadt" Apolda empfängt den Besucher mit freundlich renovierten Häusern am Markt – und im Glockenmuseum erfährt er alles über den Glockenguß von ganz, ganz früher bis zur Gegenwart und aus allen Teilen der Erde.
Fotos: Franke, Gaul

Treffpunkt „Gramont"

Als Napoleon von seinem „Feldherrnhügel" aus auf Apolda blickte, soll er, frappiert von der Ähnlichkeit des Städtchens mit einem idyllischen französischen Ort, ausgerufen haben: „Ah, ca c'est Gramont!" – Ah, das ist Gramont! Ob er es tatsächlich war oder ein anderer oder gar kein Franzose: das weiß niemand. Seitdem aber hat Apolda bei den Einheimischen einen Doppelnamen. Der Treffpunkt „Gramont" in dem gleichnamigen Konsum-Café im Stadtzentrum erinnert noch heute daran. Er ist zu einem Zentrum regelmäßiger Aussprachen der Bevölkerung darüber geworden, wie die sozialistische Kreisstadt, die in den vergangenen 20 Jahren einen kaum geahnten Aufschwung nahm, im 850. Jahre ihres Bestehens noch schöner werden kann ...

Im Jahre 1779, da Goethe erstmals nach Apolda kam, um Rekruten auszuheben, war er erschüttert von der Not der Einwohner: „Strumpfwirker liegen an 100 Stühlen still seit der Neujahrsmesse ... Solche Leute leben von der Hand in den Mund ..." Und in einem Brief an Frau von Stein über die Arbeit an der „Iphigenie" findet sich die Stelle: „Hier will das Drama gar nicht fort. Es ist verflucht. Der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte!" Zwei eigenhändig geschriebene Aufstellungen über die Lage der Strumpf- und Tuchmanufaktur in Apolda lassen vermuten, daß Goethe dies auch als Minister nicht gleichgültig ließ. Er notiert „371 Meister, 641 Stühle und 266 Purschen" und ergeht sich dazu in ökonomischen Betrachtungen, in denen er sogar von „Disproportionen" spricht. (Antonie Dantz: „Goethe und die Wirtschaft"). Er konnte natürlich kaum etwas daran ändern, auch als er die Uniformen der Weimarer „Armee" im „eigenen Lande" anfertigen ließ. Selbst als er weit später aus anderem Anlaß – anfangs gegen den Willen des Herzogs, der aber schließlich die Einsparungen für seine Privatschatulle kassierte – das anfangs 500 Mann zählende „Heer" auf 6 Offiziere und 136 Mann „abrüstete". Für Apolda kam auf beide Arten nichts heraus.

Heute läßt schon der Marktplatz der Glockenstadt – im „Mach mit ..." wie vieles andere noch schöner geworden – einen früher nie gekannten Wohlstand erkennen. Die Erzeugnisse der großen Werke Apoldas genießen Weltgeltung. Erst in diesen Tagen entstand das volkseigene Thüringer Obertrikotagenkombinat, das nach allerneuesten technischen, technologischen und organisatorischen Erkenntnissen eingerichtet wird. Und die „privaten Wirker"? Sie sind meist in Kooperationsgemeinschaften der PGH zusammengeschlossen oder arbeiten mit staatlicher Beteiligung. Sie haben keinen Grund mehr zur Besorgnis. „König Thoas" jedoch kann endlich reden, weil „kein Strumpfwirker in Apolda" mehr hungert.

Karl Sippel

WOCHENEND magazin 26

Zoodirektor Professor Dr. Wolfgang Ullrich „Indienreise 1969“

Menschenfresser und wilde Elefanten

Von unsagbar wildromantischer Schönheit ist die Landschaft im Corbett-Nationalpark.

In den Vorbergen des „Daches der Welt“ liegt der Corbett-National-Park. Jim Corbett hat sich als Tigerjäger in Indien einen Namen gemacht. Er hat im Auftrag der Regierung die „Man-eater“, die Menschenfresser unter den Tigern, gejagd, die oft viele Monate lang große Gebiete mit mehreren Dörfern in panischer Angst hielten.

Einige der gefürchtetsten „Man-eater“ haben während ihrer meist nur kurzen Schreckensherrschaft über 100 Menschen getötet und gefressen. Eine solche Verhaltensweise ist ungewöhnlich und stellt auch für den Tiger eine Abnormität dar. Es ist aber gar nicht verwunderlich, daß sich in den ersten vierzig Jahren dieses Jahrhunderts die Berichte über „Man-eater“ mehrten und sogar Berufsjäger zur Bekämpfung dieser Plage eingesetzt werden mußten. Die Erschließung und Bewirtschaftung der letzten indischen Dschungel mußten zu Auseinandersetzungen zwischen Mensch und Tiger führen, in denen der Tiger der Überlegene war, denn die indischen Bauern verfügen über keine wirkungsvollen Waffen, mit denen sie sich gegen den Tiger verteidigen können. Oft wurden alte Vorderlader eingesetzt, um ein Gebiet, das als Weideland genutzt werden sollte, von Tigern freizuschießen. Das Ergebnis war meistens, daß es kaum tote, dafür aber angeschossene Tiger gab, die durch ihre Verletzung in der Ausübung der Jagd behindert waren. So waren sie in Zukunft auf die leichtere Beute, auf das Haustier, angewiesen. Aus der bitteren Erfahrung klug geworden, wichen sie dem Menschen nicht mehr aus, sondern griffen ihn an. Dabei merkten sie, wie einfach es ist, einen Menschen zu töten. Manche Tiger gewöhnten sich an diese neue Beute. So begann ihre Laufbahn als „Man-eater“.

Heute treten diese „Menschenfresser“ nur noch selten auf, weil der Tiger selten geworden ist. Das Gebiet des Corbett-Nationalparks war lange Zeit wegen seiner „Man-eater“ berüchtigt und gefürchtet. Deshalb erhielt Jim Corbett oft Hilferufe von den Bergbauern aus den Vorbergen des Himalayas. Wir haben uns erkundigt, wann der letzte „Man-eater“ im Corbett-Nationalpark auftrat. Der Förster teilte mir mit, daß seit drei Jahren kein Fall von Menschenfresserei mehr bekanntgeworden ist. So können wir beruhigt auf die Suche nach Axishirschen, wilden Elefanten und Tigern gehen.

Nachdem wir die Stadt Ramnagar passiert haben, steigt die Straße an. Bald schon windet sie sich in Serpentinen und klettert auf die Berge hinauf. Wilde Tiere haben wir auf unserer Fahrt bisher noch nicht gesehen, die Geier ausgenommen, die am Straßenrand hocken und auf den Bäumen neben den Dörfern ihre Nester gebaut haben.

Sie sind nicht scheu, denn vom Menschen haben sie nichts zu fürchten. Im Gegenteil, in den Dörfern und auf den Feldern finden sie immer Nahrung, einen gestorbenen Hund, ein totes Rind, eine verendete Ziege. Ihr Tisch ist reichlich gedeckt, viel besser als der Tisch der Menschen, die aus religiösen Gründen kein Rindfleisch essen dürfen, und Ziegen haben die Bauern nicht genug, um durch sie ihren Fleischbedarf zu decken.

Einige Sekten in Indien und Nepal verehren die Geier als heilige Vögel. Die Parsen legen ihre Leichen in die „Türme des Schweigens“ und überlassen die Beerdigung den Geiern, von denen sie glauben, daß sie die Seelen der Verstorbenen in das Jenseits tragen. In Südindien, unweit von Madras, kommt ein heiliger weißer Adler aus den Wolken, wenn ein Priester ihn ruft. Es ist aber gar kein Adler, sondern ein Schmutzgeier mit gelbem Gesicht und weißem Gefieder, wie jeder andere Schmutzgeier auch. Nichts an ihm ist außergewöhnlich oder gar wunderbar, auch nicht die Tatsache, daß er auf einen bestimmten Ruf hin angeflogen kommt, denn er weiß doch, daß er gefüttert wird. Trotzdem sprechen die Gläubigen voll Staunen und Ehrfurcht von dem großen Wunder des weißen Adlers.

Wir warnten die Nepalesen vor der Elefantenherde, die sich dicht neben der Straße aufhielt.

Was uns jedoch hier an Schönheit der Landschaft erwartet, ist wahrhaftig wundervoll. Die Täler sind vom Geröll der Flüsse angefüllt, die während der Zeit des großen Regens in ihren reißenden Fluten die Steine herabschwemmen, die das Eis von den steilen Felswänden sprengte. Wälder, im hellen Grün des Frühlings, schieben sich an die Ufer heran oder bedecken die Inseln im Strom, der jetzt nur wenig Wasser führt. In ihrem Schatten verbergen sich die Axishirsche. Wenn die Sonne hinter den Bergen versinkt, treten sie auf die großen Wiesen heraus, um die jungen Blättchen des Tigergrases zu äsen, das alle Lichtungen bedeckt.

Auf der Forststation erwartet uns eine freudige Nachricht. Eine Elefantenherde ist gesichtet worden. Schnell packen wir die Kameras aus, trinken eine Tasse Tee und klettern dann auf den Reitelefanten, der uns zu seinen wilden Artgenossen tragen soll. Wir überqueren das Flußtal und stoßen dabei auf die frische Fährte eines Tigers, der wahrscheinlich am frühen Morgen hier seinen Durst gestillt hat.

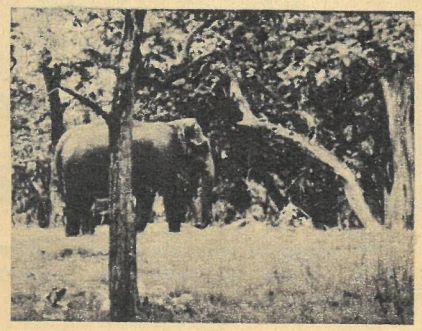
Bald nimmt uns der Dschungel auf. Noch feuchte Elefantenlosung zeigt uns an, daß wir in der Nähe der Dickhäuter sein müssen. Es sind große und kleine Kugeln. Also haben wir es mit

Bitte blättern Sie um!

Die Geier hocken dicht neben der Straße, denn hier gibt es für sie immer etwas zu „beerdigen", nämlich Tiere, die den Verkehrstod erlitten.

Fortsetzung von Seite 21

einer Herde zu tun, in der auch Kälber sein müssen. Ein großer ovaler Fußabdruck, der sich im lockeren Boden abzeichnet, ruft auf der Stirn unseres Mahouts Sorgenfalten hervor. „Ein starker Bulle, Sir", flüstert er. Wir folgen der Fährte. Manchmal verlassen wir sie und kehren im Bogen wieder zu ihr zurück, wenn der Wald gar zu dicht wird. Endlich stehen wir vor den Riesen



Man muß schon viel Glück haben, wenn man Aufnahmen von wilden Elefanten im Dickicht des Dschungels machen kann.

des Dschungels. Wieviel Elefanten es sind, können wir nicht feststellen, aber es müssen mindestens zwölf bis fünfzehn Tiere sein, denn rings um uns knackt es im Dickicht.

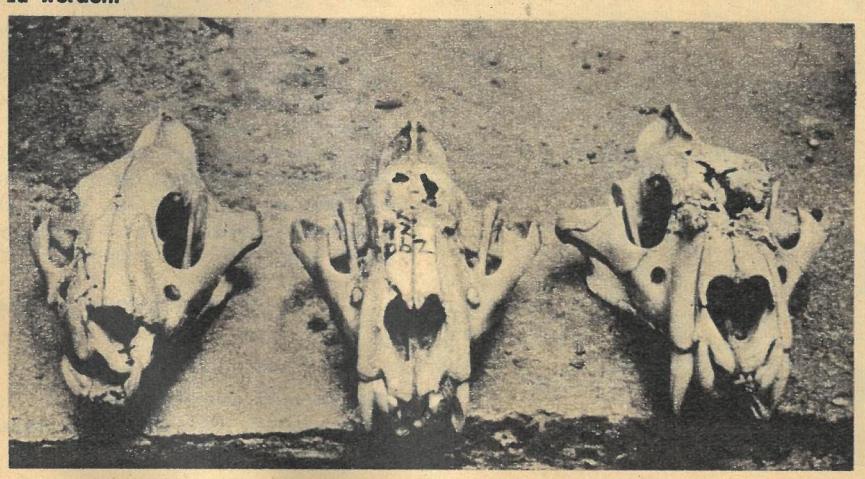
Plötzlich werden Zweige auseinandergeschoben. Ein breiter Schädel zeigt sich wenige Meter vor uns, der Bulle. Der Mahout schreit ihn an. Er ruft ihm in einer für uns unverständlichen Sprache etwas zu, wahrscheinlich eine Drohung. Der Elefantenbulle bleibt stehen und schaut uns an. Dann gibt der Mahout unserem Reitelefanten den Befehl zum Rückzug. Wir protestieren. So schnell wollen wir das Feld nicht räumen. Wir reiten erneut an die Herde heran. Jetzt entdecken wir auch die Kinder, die neugierig näher kommen. Aber immer wieder drängt sich der Bulle dazwischen. Seine drohende Haltung ist unmißverständlich. Süßer Elefantenduft erfüllt die Luft, gemischt mit dem würzigen Geruch gebrochener Zweige. Die Situation ist schwierig. Sollen wir das Risiko auf uns nehmen und die Herde weiter verfolgen, oder uns zurückziehen? Mit dem Bullen ist offensichtlich nicht zu spaßen. Auch sind wir im Nachteil, denn die Erfahrung sagt, daß man auf der Suche nach wilden Elefanten einen zweiten Reitelefanten mitnehmen soll, der zu Hilfe kommen kann, wenn der Bulle angreift.

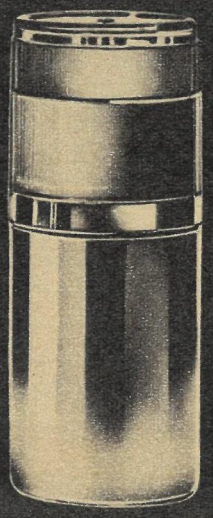
Der Mahout schaut mich fragend an. Ich gebe ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß wir abwarten wollen. Der Bulle kommt näher. Wieder schreit der Mahout, diesmal jedoch ohne Erfolg. Mit abgestellten Ohren greift der Bulle an. Wahrscheinlich ist es nur ein Scheinangriff, aber wer kann das voraussehen? Unser Reitelefant dreht sich um und rennt davon, mitten in das Dickicht hinein, so daß uns die Zweige der Bäume um die Ohren schlagen. Hinter uns hören wir das Poltern der fliehenden Herde.

Als wir den Weg erreichen, der durch den Wald auf die Berge hinauf führt, treffen wir auf Nepalesen. Wir sagen ihnen, daß sie wachsam sein sollen, denn die Elefantenherde muß jetzt in der Nähe der Straße stehen, und der Bulle ist nicht in bester Stimmung. Die Nepalesen nickten uns freundlich zu und setzen ihren Weg fort. Wir aber kehren zur Forststation zurück.

Fotos: Prof. Dr. Ullrich

Drei Schädel von menschenfressenden Tigern. Sie zeigen deutlich alte Schußverletzungen am Oberkiefer und am Schädeldach, die sie zwangen, „Man-eater" zu werden.





FREUDE AN EINER KAFFEE STUNDE

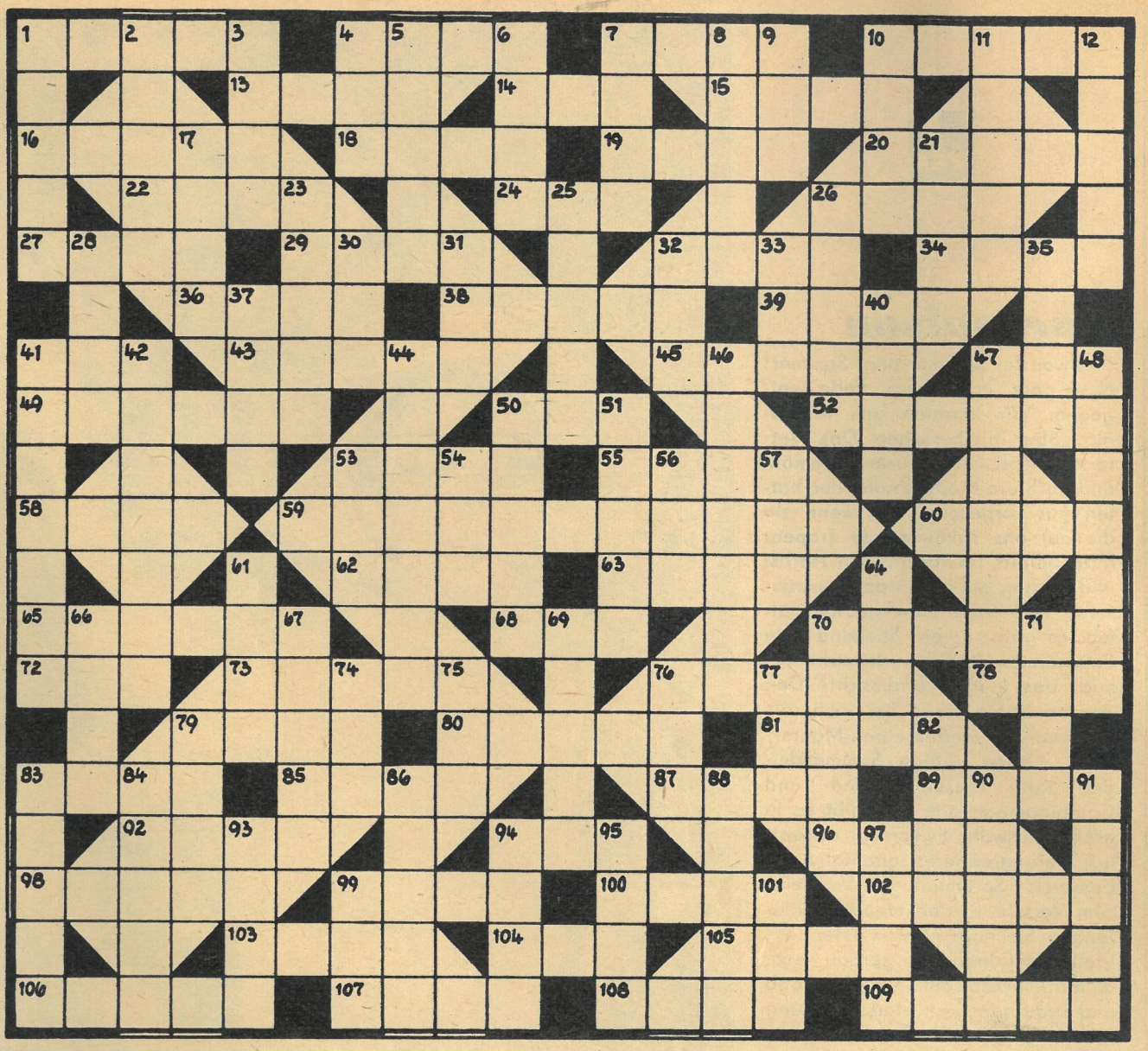
denn sie verheißt uns und unseren Gästen Entspannung. Selbst bei überraschendem Besuch braucht diese Stimmung nicht gestört zu werden, seitdem das Zeremoniell der Kaffeezubereitung auf zeitgemäße Weise geschieht. Unsere Industrie schuf dafür ein reichhaltiges Programm elektrischer Schlag- und Mahlwerkmühlen. So zerkleinert die SCHLAGWERK-MÜHLE SWM 1 in 20 bis 30 Sekunden 30 g Kaffeebohnen, die SWM 2 in der gleichen Zeit 50 g.
Das Modell SWM 3 weist einen neuen Einschaltmechanismus auf, der durch Aufsetzen und leichtes Drehen der Abdeckhaube betätigt wird.
In der MAHLWERKMÜHLE MWM 2 hingegen werden 100 g Kaffeebohnen in drei Minuten schonend zermahlen.

DEWAG Berlin · 69

Moderner Haushalt - mehr Freizeit

WOCHENEND-Magazin

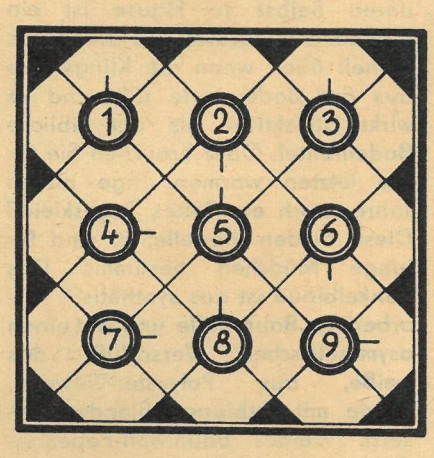
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Ort in Thüringen, 4. Badeort auf Rügen, 7. Talsperre im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 10. Urlaubsort im Zittauer Gebirge, 13. Skaleneinteilung, 14. Titelgestalt einer Oper von Gotovač, 15. Tierprodukte, 16. Titelheld bei Shakespeare, 18. Gewürzpflanze, 19. Hast, 20. langsames Musikstück, 22. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 24. früherer sowjetischer Schachweltmeister, 26. Behältnis, 27. sozialistischer Schriftsteller († 1959), 29. Schachfigur, 32. Fütterungsverfahren, 34. Vogel, 36. Fernsehfilmautor, 38. vollkommen ausgebildetes Insekt, 39. ein Süßwasserfisch, 41. Vorgebirge, Berg, 43. Heldengedicht des Homer, 45. Nebenfluß der Sieg, 47. Nordwesteuropäer, 49. beliebtes Urlaubsziel, 50. Riesenschlange, 52. Badeort an der Ostsee, 53. Gebirge in Griechenland, 55. marinierter Heringsfisch, 58. bekannter Jurist und Schriftsteller, 59. kommt alle Jahre wieder, 60. landwirtschaftliches Gerät, 62. Gewebestreifen, 63. Gesamtheit der von einem Menschen ausgehenden Wirkungskräfte, 65. Küstenstreifen, 68. Bergrücken in Niedersachsen, 70. Ostseebad, 72. Laut, 73. deutscher Maler und Graphiker († 1956), 76. vergorenes Milchgetränk, 78. Lebensbund, 79. Salzlösung, 80. verzweigte Flußmündung, 81. Mädchenname, 83. Einheit der elektrischen Spannung, 85. Anteilscheine, 87. Insektenfresser, 89. überlieferte Erzählung, 92. Gestalt aus „Peer Gynt", 94. Waldtier, 96. Stadt in Ungarn, 98. Teil der Karpaten, 99. Ort im Erzgebirge (Talsperre des Friedens), 100. als Gott verehrte Sonnenscheibe der alten Ägypter, 102. Warnsignal, 103. Untiefe, 104. englische Anrede, 105. europäische Hauptstadt, 106. Kurort im Harz, 107. Staatshaushalt, 108. Endpunkt, Zweck, 109. unterhaltsame Beschäftigung.

Senkrecht: 1. Badeort an der Ostsee, 2. fruchtbare Erdschicht, 3. griechischer Wettkampf, 4. Kurort, 5. Mundart, 6. Campingzubehör, 7. Ostseeinsel, 8. weiblicher Vorname, 9. norwegischer Schriftsteller († 1908), 10. Nebenfluß der Saale, 11. Kurort in Thüringen, 12. Gestalt der griechischen Sage, 17. Schwimmvogel, 21. englisches Flächenmaß, 23. Gestalt aus der „Fledermaus", 25. brasilianischer Schriftsteller, Weltfriedenspreisträger, 26. schmaler Abbauraum im Bergwerk, 28. Nebenfluß der Kura, 30. orientalischer Männername, 31. Gefrorenes, 32. ausgestorbener Riesenvogel, 33. Kielwasser, 35. italienische Hafenstadt, 37. Habsucht, 40. Anrede, 41. Diätform, 42. Pflichtabgaben, 44. außerhalb der eigenen Staatsgrenzen liegendes Gebiet, 46. Säulenhalle, 47. Einleitung, Einführung in eine Wissenschaft, 48. Staatenbund, 50. Berggasthof, 51. Staat der Indischen Union, 53. Bad im Spessart, 54. Nebenfluß der Wisła, 56. japanische Halbinsel, 57. fotografischer Begriff (Kurzwort), 61. svw. im Jahre, 64. männlicher Vorname, 66. Sportwette, 67. Teil des Ruderbootes, 69. Zwiebelgewächs, 70. volkstümlicher Berliner Zeichner und Graphiker († 1929), 71. feingeschnittener Rauchtabak, 74. Papstname, 75. niederländische Stadt, 76. Hafenufer, 77. Märchengestalt, 79. Augenkrankheit, 82. Huftier, 83. Ort auf Hiddensee, 84. Zaunteil, 86. Körpererziehung, 88. Ort auf Rügen, 90. armenischer Schriftsteller († 1964), 91. Schiffstagereise, 93. Lockergestein, 94. Wanderpause, 95. deutsches Mittelgebirge, 97. Schwimmvogel, 99. Gewässer, 101. Strom in Afrika.

Wabenrätsel



Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.
1. amerikanischer Arbeiterdichter und -sänger († 1915), 2. harzreiches Holz, 3. Faserpflanze, 4. Schiffsbalken, 5. Baustoff, 6. Feldrand, 7. Schweizer Voralpenmassiv, 8. Kreisstadt in Niedersachsen, 9. Küstenfahrzeug.
Die Buchstaben der Außenfelder – bei 1 beginnend – ergeben den Namen einer berühmten Schauspielerin und Theaterleiterin.

Silbenrätsel

a an ber burg ca cho cu dan de dei del di die dres duld dung e e e eh eil ein el en er fon ge ge gen gen gle gli gramm gung i i in is ja ka ke ke kreu li lin lin ling lip litz lo lo ma me mi na ne ne nel nen nep nes nes ni o öhr pa pe pe pi ra rat rat ren ri ries rin ro se se sel sen ster sti stieg sur ta ta te ter thel ton tra tun tur ü ul un vens vi vi wä we weg wei zen zep zer zie zos

Es sind siebenunddreißig Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die dritten von unten nach oben gelesen, ein Wort von Albert Schweitzer ergeben.

1. deutscher Schriftsteller († 1898), 2. Weinsorte, 3. Salatpflanze, 4. Titelgestalt eines Romans von Heinrich Mann, 5. Abrichten von Tieren, 6. Überlegung, 7. blauer Mineralfarbstoff, 8. Blume, 9. sowjetischer Maler, Graphiker und Bildhauer, 10. griechischer Journalist und Freiheitskämpfer, 11. Gesamtheit des Schrifttums, 12. Stadt am Bodensee, 13. Hauptstadt von Sardinien, 14. Schiff, 15. Finkenvogel, 16. Annonce, 17. Volk in Sibirien, 18. französischer Revolutionär († 1794), 19. deutscher Pädagoge († 1866), 20. sowjetische Tageszeitung, 21. Organe der Bauchhöhle, 22. postalischer Begriff, 23. holländischer Dokumentarfilmregisseur, 24. Planet, 25. Luftschiff, 26. Angehöriger eines nordamerikanischen Indianerstammes, 27. Langmut, 28. sowjetischer Schriftsteller („Der Fall von Paris"), 29. Metallschmucktechnik, 30. Affenart, 31. Oper von Verdi, 32. Geschwindigkeitsmesser, 33. rumänischer Dichter († 1889), 34. ungebleichtes Baumwollgewebe, 35. Speisepilz, 36. geistreicher Zweizeiler, 37. Gestalt beim Kinderfernsehen.

Rätsellösungen aus Heft 36

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Raumstation, 6. Marat, 9. Aue, 10. Gitter, 13. Bier, 15. Trott, 16. Inder, 18. Zar, 19. Ennis, 20. Lei, 21. Odeon, 24. Lerma, 27. Sana, 28. Sieger, 31. Anis, 32. Olten, 34. Urwald, 35. Emma, 37. Tell, 39. Maat, 41. Arno, 44. Angina, 46. Blase, 48. Fakt, 49. London, 52. Chef, 53. Tenes, 55. Lache, 57. Izu, 58. Spark, 59. Fez, 60. Allee, 63. Nelke, 64. Irre, 65. Inhalt, 67. Lie, 68. Kleid, 69. Raummedizin. – Senkrecht: 1. Regress, 2. Mut, 3. Turn, 4. Tube, 5. Narzisse, 6. Metronom, 7. Rhone, 8. Titan, 11. Tonne, 12. Eisler, 14. Irland, 17. Dur, 22. Dalaman, 23. Ode, 25. Erwin, 26. Malz, 29. Ise, 30. Gulasch, 33. Nut, 36. Meile, 37. Tub, 38. Ente, 40. Abo, 42. Rehefeld, 43. Offizier, 44. Aktuar, 45. Nossen, 47. Lea, 50. Diana, 51. Nikotin, 54. Nil, 55. Lunik, 56. Celle, 61. Leim, 62. Eibe, 66. Hai.

Kreuzband. Von der Zahl nach rechts unten: 1. Olm, 2. Kaul, 3. Wasser, 4. Mandel, 5. Nonius, 6. Kapsel, 7. Hangar, 8. Ponton, 9. Kaneel, 10. Gatter, 11. Tetzel, 12. Metier, 13. Linde, 14. Reat. – Von der Zahl nach links unten: 4. Mako, 5. Nasal, 6. Konsum, 7. Handel, 8. Papier, 9. Konsul, 10. Ganges, 11. Tantal, 12. Meteor, 13. Letten, 14. Ritzel, 15. Denier, 16. Adel, 17. Ter.

Rösselspung. „Vergänglich sind der Erde reichste Gaben, nur, was wir außer dem Gebiet der Zeit gewirkt als Geister auf die Geister haben, das währt und bleibt in alle Ewigkeit."

Lösung DDR-Quiz 33: „Talsperre des Friedens" in Sosa; Baubeginn 1949 (Grundsteinlegung 1950).
Es gewannen **50 Mark:** Kurt Wollmann, Unterweißbach; **je 10 Mark:** Marianne Bartonietz, Bischofswerda; Hans-Martin Möller, Stralsund; Hans G. Ritter, Dresden; Erika Thurow, Anklam; Kurt Wünsche, Lübbenau.

WOCHENEND 26 magazin

Nachsaison

Das war der Sommer aller Sommer! Nun geht er seinem Ende entgegen. Wir konnten uns wirklich nicht über ihn beklagen. Das Wetter war (fast immer) urlaubsgemäß, und auch die Modeschaffenden hatten gut vorgesorgt. Als wenn sie die auf uns zukommende Tropenhitze bereits im vorjährigen Herbst und Winter, als sie an der Sommermode 1969 arbeiteten, geahnt hätten. Es gab nur ein Stiefkind: Die Sommermäntel. Doch vielleicht war auch das kluge Voraussicht? Den wer benötigte schon bei mehr als 30 Grad im Schatten einen Mantel? Aber duftige, luftige Sommerkleider, zarte Blusen, Strand- und Campingmode gab und gibt es in großer Auswahl. Es kam ein wesentlich umfangreicheres, qualitativ verbessertes Sortiment im Vergleich zum Vorjahr in den Handel. Oder fanden Sie noch nichts Passendes? Vielleicht fahren Sie gerade jetzt, in der Nachsaison, in den Urlaub und brauchen noch eine Anregung für Ihre Garderobe. Der Herbst beginnt erst am 23. September! Noch sind die Bäder geöffnet und die Ostseewellen haben sicher auch für die Feriengäste der Nachsaison genügend Wärme gespeichert. Also lohnt sich die Anschaffung eines Badekittels aus Frottee (1). Solch

1

2

3

ein Kleidungsstück ist preiswert und sehr praktisch. Ungeniert können Sie sich vor den Augen aller umziehen, denn Bade- oder Strandanzug tragen Sie ja schon darunter. Selbst zu Hause ist ein Frotteekleid nützlich. Sie ziehen es schnell über, wenn die Klingel Sie aus der Badewanne ruft, und es wirkt attraktiver als der übliche Bademantel. Oder brauchen Sie für die letzten warmen Tage dieses Jahres noch ein flottes Tageskleid? Diese beiden Modelle (2) sind für junge Mädchen bestimmt. Das dunkelblaue ist aus synthetisch verarbeiteter Baumwolle und hat einen asymmetrischen Verschluß, das weiße, aus Polyester-Gewebe, wurde mit rotblauen Blenden besetzt. Weißes Baumwoll-Popeline-Gewebe ist das Material des links abgebildeten der beiden damenhaften Kleider (3). Seine Taschenpatten sind mit orangefarbigen Blüten verziert. Aus Mischgewebe mit Leinenstruktur wurde das giftgrüne Kleid, das besonders schlanken, blonden Frauen gut stehen wird, gearbeitet.
Alle sechs Modelle stammen aus der Sommerkollektion der VVB Konfektion.

Fotos: Carla Arnold
Text: Gisela Thürmer